

Kristall
Hamburg • 13. Jahrg. 1. Vj. 1958 • Nr. 5 • 60Pf
Weil Hitler schlief...
Der tragische ›Führerbefehl‹ an Rommel (Wüstenfüchse S. 10)
100 Jahre Lourdes
(Seite 30)
TITELFOTO: ROBERT VACK

Kristall
Illustrierte für Unterhaltung und neues Wissen
13. Jahrgang · Heft 5

In dieser Ausgabe:



Zu unserem Titelbild:

An ein Bild Napoleons erinnert dieses Foto des Feldmarschalls Rommel, aufgenommen von dem Kriegsberichter Robert Vack kurz nach der Schlacht von El Alamein. 1814 malte de la Roche den Franzosenkaiser in Fontainebleau nach dem verlorenen Krieg. Napoleon sitzt in einem Lehnstuhl, resigniert, er weiß: Das ist das Ende. Auch aus Rommels Gesicht ist alle Frische und Unbekümmertheit gewichen. Rommel hat selber einmal gesagt, daß es für einen sieggewohnten Feldherrn fast unmöglich sei, eine Niederlage zu ertragen: »Kommt sie dann, wiegt sie doppelt schwer.« Nach Alamein glaubte Rommel nicht mehr an den Sieg. Der Bruch mit Hitler bereitet sich vor.

Textredaktion: Dr. Ursula Menck, Dr. Theo Löbsack, Carola Heldt, Erhard Evers, Dr. Ingeborg Esterer, Hilke von zur Mühlen, Dr. Erwin Lausch
Leiter der Textredaktion: Dr. Paul Hühnerfeld
Bildredaktion: Christa Martens, Karin Ehlermann
Leiter der Bildredaktion: Walter Hennig
Künstlerischer Berater: Karl Gröning jr.
Chef vom Dienst: Lisse Merlin
Anzeigenleiter: Gudrun Vierow
Verlagsleiter: Ernst Naumann

Redaktion: Hamburg 36, Kaiser-Wilhelm-Straße 6, Telefon: 24 81 81, Fernschreiber: 02 11898. Telegramme: Redaktkristall. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung 6. Für unverlangt eingesandte Beiträge haften wir nicht.
Druck und Verlag: Hammerich & Lesser Verlag GmbH., Hamburg 36, Kaiser-Wilhelm-Straße 6. Telefon: 24 81 81.
Anzeigenpreisliste Nr. 13.
KRISTALL erscheint 14täglich dienstags und kostet im Einzelhandel 60 Pfennig, bei Lieferung ins Haus zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr; Postbezug monatlich DM 1,29 zuzüglich 6 Pfennig Zustellgebühr. In Lesezirkeln darf KRISTALL nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages geführt werden.
Auslandspreise: Belgien bfr. 8,—; Dänemark dkr. 1,35; England sh 1/6; Finnland fmk. 70,—; Frankreich ffr 70,—; Holland hfl. —,70; Italien Lire 120,—; Luxemburg lfr. 8,—; Norwegen nkr. 1,40; Österreich S 4,50; Portugal Esc. 6,—; Saarland ffr. 70,—; Schweden skr. —,95; Spanien ptas. 14,—; Schweiz sfr. —,70; Südamerika $ —,25; Türkei £ —,70; USA, Kanada $ —,30.

An die Redaktion

Höhlenbilder der Sahara


Foto: Archiv
Stier von Ewald Mataré

Von Ihrem Bericht über die Höhlenbilder in der Sahara in Nr. 3 bin ich begeistert. Sie sollten diese Bilder einmal den Kühen von Professor Mataré gegenüberstellen, damit man sieht, wie weit in diesen siebentausend Jahren die Kultur fortgeschritten ist.

Dipl.-Ing. Wilhelm HENNIG, Niefern, Kr. Pforzheim


Foto: Lutetia
Stier aus dem Tassili-Gebirge

Die Höhlenmalereien im Tassiligebirge erinnern mich an die Arbeiten von Ewald Mataré in Köln, der ja auch oft Kühe dargestellt und in Holz geschnitzt hat. Sie beweisen wieder einmal, wie große Kunst zu allen Zeiten und bei allen Völkern eine verwandte Sprache spricht.

Cläre WIEGAND, Düsseldorf

Schulbeginn mit fünf Jahren

Foto: Privat
Minister Dr. Hennig

Viele unserer Kinder sind einem frühzeitigen Schulbeginn aus körperlichen oder seelischen Gründen noch nicht gewachsen. In Hessen ist deshalb im Dezember 1956 das Schulpflichtgesetz so abgeändert worden, daß die Kinder erst nach Vollendung des sechsten Lebensjahres eingeschult werden. Das bedeutet eine Verschiebung bis zu drei Monaten. Außerdem können Kinder selbstverständlich um ein Jahr vom Schulbesuch zurückgestellt werden. Andererseits können Kinder, die vom 1. 4. bis 30. 6. das sechste Lebensjahr vollenden, auf Antrag der Erziehungsberechtigten in die Schule aufgenommen werden. Diese variable Regelung entspricht der Erfahrung, daß schon bei den fünf- bis sechsjährigen Kindern starke Entwicklungsunterschiede auftreten.

In einem geplanten Schulgrundgesetz soll auch die Frage der Schulkindergärten gesetzlich geregelt werden, die den Eintritt in die Schule zu einem weniger einschneidenden Erlebnis im Leben des Kindes werden lassen können. Aber auch jetzt bereits wird in den ersten beiden Klassen die besondere psychologische Situation weitgehend berücksichtigt, wobei ein allmählicher Übergang von der Spielhaltung zur kindgemäßen Arbeitshaltung vor sich geht.

Vieles von dem, was Sie ausführen, steht mit etwas anderen Worten auch in den neuen Bildungsplänen für die allgemeinbildenden Schulen in Hessen. Sie bemühen sich vor allem um die Beseitigung der übergroß gewordenen Stoffülle, unter der Lehrer und Schüler gleichermaßen leiden, und um die Überwindung des fachlich zersplitterten Unterrichts zugunsten eines ganzheitlich gesehenen Bildungsbegriffes. Deshalb wird das sogenannte exemplarische Lernen besonders betont. Was wir so an Breite verlieren, gewinnen wir an Tiefe.

Auch die Fragen der körperlichen Gesundheit werden in den Bildungsplänen nachdrücklich behandelt. Die Zahl der Sportstunden ist auf wöchentlich drei erhöht worden.

Eine allgemeine Verschiebung des schulpflichtigen Alters um ein Jahr, wie sie manchmal als Lösung vorgeschlagen wurde, ist nicht möglich, weil die Schüler, vor allem die der weiterführenden Schulen, bereits heute ihre Ausbildung — etwa nach Studium und Wehrdienst — schon sehr spät abschließen. Die Einführung eines neunten Volksschuljahres wird jedoch von mir für unerläßlich gehalten.

Dr. Arno HENNIG, Minister für Erziehung und Volksbildung Wiesbaden


Foto: dpa
Prof. Luchtenberg

Zur Frage der Schulreife und damit des Einschulungstermins habe ich Erhebungen anstellen lassen, die unter anderem ergaben, daß dort, wo ein Test vorgenommen und durch eine ärztliche Untersuchung ergänzt wird, mehr Kinder zurückgestellt werden als bei Schüleraufnahmen ohne Testverfahren.

Bei Kontrolluntersuchungen, die nach eindreiviertel Jahren in einer Stadt an sorgsam getesteten Kindern stattfanden, ergaben sich erhebliche Abweichungen vom Einschulungstest. Es ist deshalb noch nicht möglich, aus Testprüfungen allein den Schluß zu ziehen, daß das Schulpflichtgesetz geändert werden müsse.

Bisher konnten nur vereinzelt Schulkindergärten für die vom Schulbesuch zurückgestellten Kinder eingerichtet werden. Die Schwierigkeiten und Nachteile der bisherigen Einschulung für die Gesundheit der Kinder können aber auch herabgesetzt werden durch eine geeignete Unterrichtsmethode.

Ich danke Ihnen dafür, daß Sie mit dem Aufsatz, der ja auch andere Gebiete des Schullebens berührt, weitere Kreise auf Fragen hinweisen, die von Ärzten und Erziehern seit einigen Jahren erwogen werden und mit denen ich mich ebenso wie die Schulaufsichtsbehörden eingehend befasse. Vielleicht ist Ihnen noch der Hinweis auf das Gutachten des Deutschen Ausschusses für das Erziehungs- und Bildungswesen über den Ausbau der Volksschule erwünscht, in dem, anders als in Ihren Darlegungen, das Problem der Schulreife neu gestellt ist.

Professor Dr. Paul LUCHTENBERG, Kultusminister des Landes Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf

Den Gedankengängen von Frau Dr. Wülker und Herrn Senator Landahl stimme ich zu. Auch ich bin der Meinung, daß Erziehung und Bildung der Kinder zu wenig von den Eltern wahrgenommen werden. Ihre Berichte über die Jugendkriminalität ›Ohne Liebe‹ sind der beste Beweis dafür.

Trautel MÖNCH, Weidlitz/Coburg

Weitere Leserbriefe siehe Seite 4


REGIE
NIL
AUSTRIA
20 ZIGARETTEN
REIN ORIENT
REIN ORIENT


REGIE
NIL
FILTER
VIRGINIA ORIENT
10 ZIGARETTEN NIL FILTER
VIRGINIA ORIENT



Photo: Relang

An die Redaktion

Fortsetzung von Seite 2

Die Welt im Jahre 2058

Seit Jahrtausenden wird in der Welt Theater gespielt, und ich bin fest überzeugt, daß sich daran auch in hundert Jahren nichts ändern wird — nichts ändern kann! Die Theaterbesucher werden vielleicht eines Tages mit regenschirmartigen, zusammenklappbaren Volkshubschraubern auf dem vorsorglich schon jetzt mit einem Flachdach versehenen Thalia-Theater landen; die Menschen werden alle technischen und zivilisatorischen Fortschritte als alltägliche Selbstverständlichkeiten empfinden. Technisierte Kunst wird sich wohl noch weiter entwickeln, aber das Theater, wo der Mensch von der Bühne herab unmittelbar zum Menschen spricht, kann dadurch nie verdrängt werden! Die Menschen brauchen das Theater, und es wird ihnen — wie heute — auch im Jahre 2058 Erbauung, Entspannung und Freude bringen.

Willy MAERTENS
Intendant des Thalia-Theaters, Hamburg

Wenn wir unsere Gefühle künstlich regulieren sollen, das ist ja wie eine Auferstehung von Tristan- und Isolde und allen Hexen- und Zaubertränken! Da müßte die Polizei eingreifen und den ganzen Spuk verbieten. Ich möchte meine Ruhe haben.

Walter BAUER, Neustadt

Deutsches Atomschiff

Die Zeichnung Ihres Atomschiffes in Nr. 3 weist leider einen Fehler auf: Tragflügelschiffe werden nie auf vier tragenden Flächen laufen können, da zu große Verbiege- und Verdrehkräfte auf den frei in der Luft schwebenden Schiffskörper einwirken. Anders ist es, wenn man das ganze Gewicht des Schiffes auf eine geschlossene Fläche setzt, die annähernd unter dem Schwerpunkt des Schiffes liegt. Ganz achtern ist dann nur noch eine Dämpfungsfläche vorzusehen, genau wie beim Flugzeug. Die Spannungskräfte, die dann zwischen Haupt- und Dämpfungsfläche entstehen, sind beherrschbar, da die Dämpfungsfläche nicht trägt. So ein Schiff fährt auf Fläche außerordentlich weich. Wehe aber, wenn die See so hoch geht, daß die massive See den Schiffskörper voll trifft! Nun kann man einen Bootskörper von 35 m Länge leicht 3,50 m über den Wasserspiegel anheben. Ein solches Schiff fährt bei einem Unterschied von Wellenberg und Wellental von 7 m noch vollkommen ruhig. So könnte man folgern: Wenn ich den Schiffskörper um etwa 10 Prozent der Gesamtlänge aus dem Wasser heben kann, dann muß das auch bei einem Schiff von 200 Meter Länge gehen. Ein solches Schiff aber hätte einen Normaltiefgang von zehn Metern, unter dem dann noch die etwa weitere zwanzig Meter tiefgehenden Flächen säßen. Welche Häfen aber könnte ein solches Schiff anlaufen?

Werner GOETTE
Kapt. z. S. a. D., Krefeld

KRISTALL-Kunstblatt

In Nr. 3 vermißte ich Ihr Kunstblatt. Wurde die Veröffentlichung eingestellt? Ich bin an diesen Drukken sehr interessiert.

Reiner HUNDERTMARK, Aachen

An Stelle des Kunstblattes haben wir zwei Farbseiten mit den großartigen Felsbildern aus der Sahara gebracht.

Die Redaktion

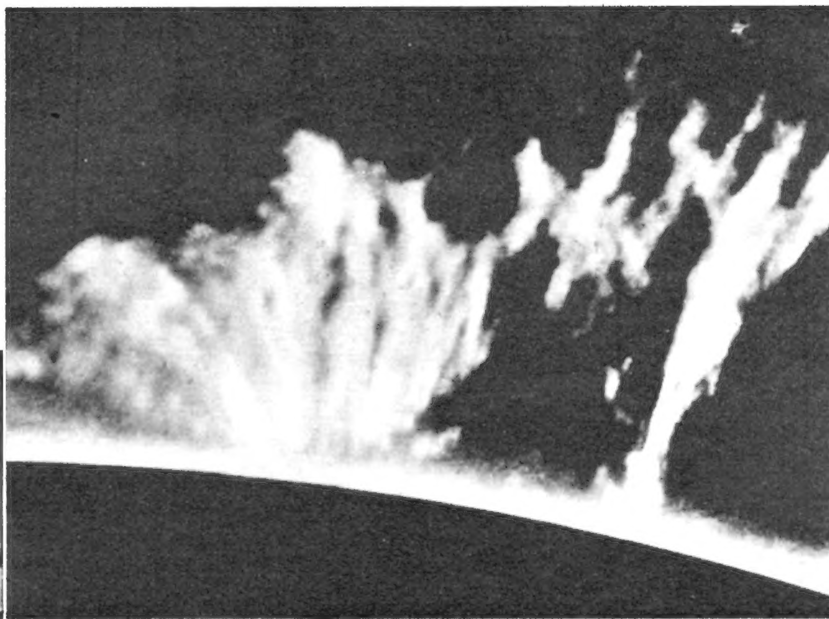
Weitere Briefe siehe Seite 25

Atomkraft - aus dem Meer

Die Hölle der Wasserstoffbombe wurde jetzt im Labor gezähmt. Atomforscher erschließen unerschöpfliche Energie für den Frieden.

VON CLEMENS PAPENDIECK

Die Sonne ist ein Atomofen: Ihre ungeheure Energie entsteht durch Verschmelzung von Atomkernen des Wasserstoffs zu Helium. Bei ›Ausbrüchen‹ an der Sonnenoberfläche (Bild rechts) wird Sonnenmaterie bis zu einer Million Kilometer — das ist die dreifache Entfernung des Mondes von der Erde — hochgeschleudert. Britische Physiker erzeugten jetzt in einer riesigen Apparatur (Bild unten) eine Temperatur von fünf Millionen Grad und setzten die Energie des Wasserstoffs zum erstenmal unter Kontrolle auf der Erde frei.



Fotos: Lutetia u

Die Aussicht, aus einem Liter gewöhnlichem Wasser die gleiche Energiemenge zu gewinnen wie aus 350 Litern Benzin, rückte ein beträchtliches Stück näher, als vor kurzem britische und amerikanische Wissenschaftler ihre neuesten Forschungsergebnisse zur Freisetzung der Wasserstoff-Energie vorlegten. In bislang geheimgehaltenen Versuchen haben die angelsächsischen Gelehrten erstmals mit großer Wahrscheinlichkeit jenen Vorgang im Laboratorium verwirklicht, dem die Sonne und alle hellen Sterne ihr Licht verdanken: Die Verschmelzung leichter Atomkerne bei Temperaturen von mehreren Millionen Grad.

Bisher konnten die Atomforscher diesen Prozeß nur im tödlichen Blitz einer explodierenden Wasserstoff-Bombe durchführen. Die gewaltigen dabei freigesetzten Energien wurden für die Menschheit des zwanzigsten Jahrhunderts zum Symbol sinnloser Vernichtung. Jetzt aber hoffen die Forscher, daß es ihnen in absehbarer Zeit gelingen wird, die Energie der Wasserstoff-Bombe zu zähmen und der Menschheit damit eine neue unvergleichliche Energiequelle zu erschließen. Die Weltmeere werden dann für die Erdbevölkerung zu einem unerschöpflichen Energievorrat, der den Energiebedarf der Erde für Jahrmilliarden decken kann, selbst wenn er sich vertausendfacht. Solange der Planet Erde als bewohnter Himmelskörper seine Bahn um die Sonne ziehen kann, ist dann die Menschheit all ihrer Energiesorgen ledig.

Von dieser phantastischen Möglichkeit ahnte der amerikanische Atomforscher Professor Harold Urey noch nichts, als er 1932 in gewöhnlichem Wasser einen neuen Stoff fand: den schweren Wasserstoff. Mit dieser Entdeckung, die ihm 1934 den Nobelpreis für Chemie eintrug, hatte der Wissenschaftler von New Yorks berühmter Columbia - Universität, ohne es zu wissen, den Brennstoff der Zukunft gefunden.

Normalerweise bestehen die kleinsten Teilchen des Wassers, die Wassermoleküle, aus einem Atom des



Foto: UP

Ein Modell des ZETA-Gerätes (oben), in dem Atomkerne des schweren Wasserstoffs verschmelzen. In einer ringförmigen, mit schwerem Wasserstoff-Gas gefüllten Röhre (im Modell durchsichtig) rast ein elektrischer Strom herum und erhitzt den schweren Wasserstoff längs des Stromfadens auf fünf Millionen Grad. **Unten:** Bei ZETA selbst besteht diese Röhre aus Aluminium. Das Loch in der Wand und der leuchtende Ring wurden ins Bild eingezeichnet.

Gases Sauerstoff und zwei Atomen des Gases Wasserstoff. Die Erkenntnis Professor Ureys war: Unter diesen Wassermolekülen gibt es Sonderlinge. Etwa jedes dreitausendste der sonst gleichartigen Wasserteilchen enthält neben einem normalen Wasserstoffatom ein anderes, das doppelt so schwer ist.

Professor Urey und seine Mitarbeiter sonderten diese schweren Wasserstoff-Atome in mühsamen Experimenten aus gewöhnlichem Wasser ab und gewannen den schweren Wasserstoff in reiner Form. Er sah genauso farblos aus wie gewöhnliches Wasserstoff-Gas und zeigte bei allen chemischen Experimenten nahezu die gleichen Eigenschaften wie der normale Wasserstoff. Als sie ihn zum Beispiel mit Sauerstoff verbrannten, erhielten sie eine klare Flüssigkeit: das ›schwere Wasser‹. In dieser Form kommt der schwere Wasserstoff heute zumeist in den Handel. (Preis etwa 250 DM je Kilo schweres Wasser.)

Schweres Wasser ist leicht von normalem Wasser zu unterscheiden. Ein Liter dieser Flüssigkeit, in der Fische, Kaulquappen und Algen schon nach kurzer Zeit sterben, ist rund hundert Gramm schwerer als gewöhnliches Wasser und friert bereits bei vier Grad über Null. Es enthält etwa 200 Gramm schweren Wasserstoff, der bei Zersetzung des Wassers durch elektrischen Strom freigesetzt werden kann.

Schon zwei Jahre nachdem Professor Urey schweren Wasserstoff und Schwerwasser hergestellt hatte, erkannten drei Atomforscher in England, daß der schwere Wasserstoff eine phantastische Energiequelle darstellt. Im Cavendish-Laboratorium der britischen Universitätsstadt Cambridge bombardierte Sir Ernest Rutherford, der Vater der modernen Atomforschung, ein Stück Schwerwassereis mit Atomkernen des schweren Wasserstoffs. Zusammen mit seinen beiden Mitarbeitern, dem deutschen Physikochemiker Paul Harteck und dem australischen Atomforscher Oliphant, beobachtete Sir Ernest, daß durch dieses Bombardement ungeheure Energien freigesetzt werden, wenn ein Atomkern des schweren Wasserstoffs mit einem anderen Atomkern des schweren Wasserstoffs verschmilzt, der im Schwerwassereis als Zielscheibe dient.

Ein großer Atomforscher irrte sich

Durch eine genaue Analyse ihrer Versuche fanden die drei Forscher heraus, was sich bei der Verschmelzung der beiden Atomkerne abspielte. Jeder Kern eines Wasserstoff-Atoms besteht aus zwei etwa gleichschweren Kernteilchen, dem elektrisch positiv geladenen Proton und dem elektrisch ungeladenen Neutron. Wenn die beiden Atomkerne miteinander verschmelzen, ensteht ein neuer Atomkern mit zwei Protonen und zwei Neutronen: ein Atomkern des Elements Helium mit insgesamt vier Kernteilchen. Aber dieser Atomkern des Heliums ist mit einer solch ungeheuren Energie geladen, daß er sogleich wieder zerplatzt. Er wirft entweder ein Neutron heraus, dann bleibt ein Atomkern des Heliums mit drei Kernteilchen zurück. Wirft er aber ein Proton heraus, dann entsteht ein Atomkern des Wasserstoffs mit drei Kernteilchen, ein Atomkern des sogenannten überschweren Wasserstoffs, der dreimal so schwer ist wie normaler Wasserstoff, dessen Atomkern aus einem einzigen Kernteilchen, einem Proton, besteht. (Zu welchem chemischen Element ein Atom gehört, hängt nur von der Zahl der Protonen, der positiv geladenen Teilchen im Atomkern ab, nicht von der Zahl der Neutronen. So haben alle Atome mit einem einzigen Proton die Eigenschaften des Wasserstoffs, Atome mit zwei Protonen Eigenschaften des Heliums.)

Obwohl die Verschmelzung der schweren Wasserstoff-Atomkerne bereits in Gang kam, wenn die Atomkerngeschosse nur durch eine Span-

Foto: U. K. Atomic Energy Authority

nung von fünftausend Volt beschleunigt wurden, sahen die Forscher dennoch keine Möglichkeit, die große Energie der Kernverschmelzung auszunutzen. Die meisten Atomkerngeschosse wurden nämlich im Schwerwassereis zu stark abgebremst. Schon damals wußte man, daß es nur eine Möglichkeit gibt, dieses Abbremsen zu verhindern: man muß bei einer Temperatur von vielen Millionen Grad arbeiten. Dann bewegen sich die Atomteilchen im Zielgebiet selbst so vehement, daß sie keine Geschosse mehr stoppen, sondern selbst zu Geschossen werden. Aber der Gedanke, einen irdischen Stoff auf Temperaturen von vielen Millionen Grad zu erhitzen, erschien damals den Physikern absurd. Sir Ernest Rutherford kam deshalb zu dem Schluß: »Wer von technischen Anwendungen der Kernenergie spricht, redet Unsinn.«

Flasche aus magnetischen Kraftlinien

Als Rutherford im Jahre 1937 starb, hatte man erkannt, daß tief im Innern der Sonne und anderer Sterne Atomkerne miteinander bei Temperaturen von vielen Millionen Grad verschmelzen und damit die Sonnenenergie spenden, die alles irdische Leben erhält. Ein irdisches Kraftwerk nach dem Modell Sonne jedoch erschien den Wissenschaftlern auf Erden noch immer undenkbar. Denn der Atomofen Sonne wird durch die gigantische Schwerkraft dieses massigen Sterns am Bersten gehindert, und die Gelehrten hatten keine Vorstellung, wie irgendeine irdische Kraft eine viele Millionen Grad heiße Gasmasse in einem Atomverschmelzungsofen zusammenhalten sollte, selbst wenn es gelänge, solche Temperaturen zu erzeugen.

Als der letzte Weltkrieg zu Ende ging, überprüften die Atomforscher in Amerikas Bombenlabor in Los Alamos diese Vorstellung noch einmal. Die Explosion der ersten Atombombe hatte ihnen gezeigt, daß es dabei möglich ist, für einen Augenblick lang Temperaturen von vielen Millionen Grad auf der Erde zu erzeugen. Sie dachten daran, daß man im Feuerball einer Atomexplosion für den winzigen Bruchteil einer Sekunde Atomkerne des schweren Wasserstoffs zur Verschmelzung bringen könnte. Das Ergebnis dieser Forschungen war die Wasserstoffbombe.

Die berühmten Atomforscher Enrico Fermi und Edward Teller dachten weiter über einen anderen Weg zur Freisetzung der Wasserstoff-Energie nach. Man mußte eine Kraft finden, welche die viele Millionen Grad heiße Gasmasse zusammenhalten konnte, in der die Atomkerne des schweren Wasserstoffs miteinander verschmelzen sollten. In der Wasserstoff-Bombe leistete das für einige Millionstel Sekunden die Trägheit des Bombenmaterials. Aber solch eine Explosion ließ sich schwerlich technisch nutzen. Für die geregelte ›Verbrennung‹ des Wasserstoffs konnte vielleicht, überlegten Fermi und Teller, ein Magnetfeld die Gasmasse zusammenhalten. Eine ›Flasche‹ aus unsichtbaren magnetischen Kraftlinien sollte die ›Wand‹ des neuartigen Kernverschmelzungsverfahrens bilden.

Ängstlich gehütetes Staatsgeheimnis

Mehr als zehn Jahre lang lagen die Pläne zu diesem kühnen Projekt als ängstlich gehütetes Staatsgeheimnis in den Panzerschränken der amerikanischen Atomenergiekommission. Die Sicherheitsbehörden hatten dieses Projekt als ›top secret‹ eingestuft, weil bei der Kernverschmelzung des schweren Wasserstoffs zwei Arten von ›kriegswichtigen‹ Atomteilchen entstehen: Neutronen und überschwerer Wasserstoff. Die Neutronen könnten beispielsweise dazu benutzt werden, aus gewöhnlichem Thorium den Atomsprengstoff Uran 233 herzustellen, der vermutlich für sogenannte taktische Atomwaffen verwandt wird. Der überschwere Wasserstoff andererseits ist ein wichtiger Bestandteil der Wasserstoff-Bombe.

Über solche militärischen Geheimhaltungsrücksichten setzten sich vor knapp zwei Jahren sowjetische Atomforscher kühn hinweg. Am 26. April 1956, als Bulganin und Chruschtschow England besuchten, hielt der in ihrer Begleitung mitreisende Physikprofessor Kurtschatow im britischen Atomforschungszentrum Harwell einen sensationellen Vortrag. Freimütig schilderte der bärtige russische Gelehrte seinen Zuhörern die Ergebnisse russischer Experimente zur Kernverschmelzung mit schwerem Wasserstoff. Den russischen Forschern war es gelungen, durch eine Blitzentladung in einem mit schwerem Wasserstoffgas gefüllten Rohr Stromstärken von zwei Millionen Ampere und Temperaturen von mehreren Millionen Grad zu erzielen. Für eine Kernverschmelzung reichten die Temperaturen allerdings noch nicht aus, und auch die magnetische Flasche, die von der Blitzentladung erzeugt wurde, hielt noch nicht dicht.

Als weitere Einzelheiten der russischen Versuche bekannt wurden, machten sich auch die deutschen Atomforscher an die Arbeit. Der Astrophysiker Professor Biermann in Göttingen stellte mit seinen Mitarbeitern am Göttinger Max-Planck-Institut Berechnungen darüber an, unter welchen Bedingungen der Kernverschmelzungsprozeß durchführbar ist, während der Aachener Atomforscher Professor Wilhelm Fucks mit den ersten Experimenten begann. Der Chef der 25köpfigen Aachener Arbeitsgruppe experimentiert jetzt seit einem Jahr mit elektrischen Entladungen und hat Ströme von einer Million Ampere erzielen können.

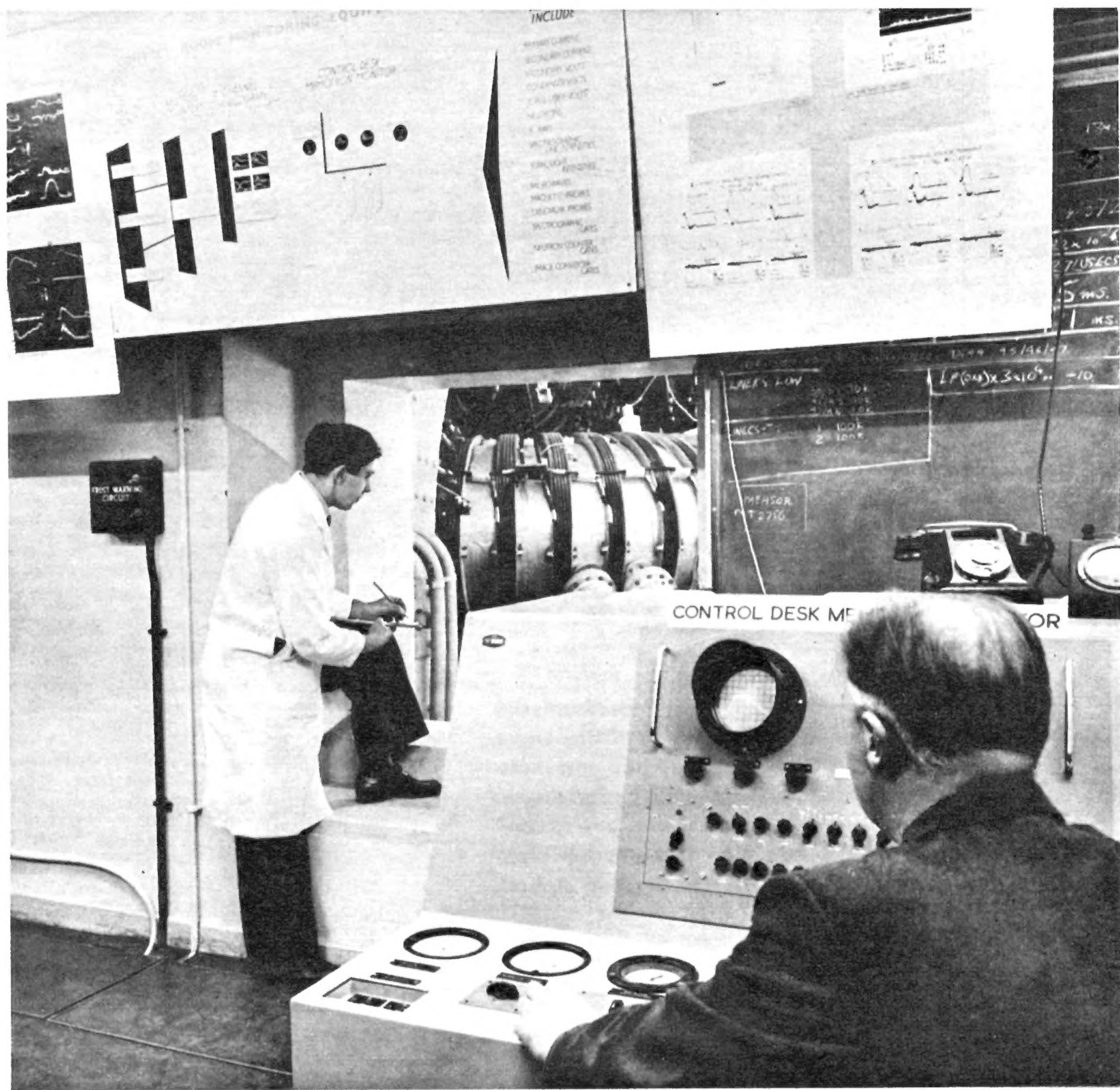


Foto: Ke

Von diesem Kontrollraum aus wird ZETA gesteuert. Am Schalttisch sitzt der Physiker E. P. Butt, der an den britischen Arbeiten zur Wasserstoff-Verschmelzung hervorragend beteiligt ist. Durch ein Fenster (im Hintergrund links) ist ein Teil von ZETA zu sehen, ein Abschnitt der Röhre, in der Wasserstoff-Gas auf fünf Millionen Grad erhitzt wurde.

Keine radioaktiven Abfälle

Die vorerst größten Fortschritte in der Kernverschmelzung haben jedoch, wie im vergangenen Monat offiziell bekanntgegeben wurde, britische Atomforscher in Harwell erreichen können. Eineinhalb Jahre, nachdem die sowjetischen Wissenschaftler ihre Ergebnisse veröffentlichten, haben auch sie den Schleier der Geheimhaltung vor ihren Kernverschmelzungsversuchen weggezogen. Die britischen Forscher glauben, daß es ihnen gelungen ist, bei Temperaturen von fünf Millionen Grad schweres Wasserstoffgas teilweise zur Verschmelzung zu bringen. Mehrere tausendstel Sekunden lang konnten sie das äußerst heiße Gas in einer ›magnetischen Flasche‹ zusammenhalten. In ihrem ZETA-Gerät (ZETA heißt Zero-Energy Thermonuclear Assembly) raste ein elektrischer Strom von 200 000 Ampere in einer ringförmigen Aluminiumröhre wie eine Riesenschlange herum, die sich selbst in den Schwanz beißt. Durch sein eigenes riesiges Magnetfeld zieht sich die Stromschlange dabei zu einem dünnen Faden zusammen, die Physiker nennen das den ›Kneifeffekt‹, und erhitzt das schwere Wasserstoff-Gas längs des Stromfadens auf eine Temperatur von etwa fünf Millionen Grad. Ein zusätzliches Magnetfeld sorgt dafür, daß das heiße verdünnte Wasserstoff-Gas nicht die Aluminiumwände der ringförmigen Röhre berührt und zum Verdampfen bringt. Die britischen Atomforscher hoffen, vielleicht schon innerhalb eines Jahres Temperaturen von 25 Millionen Grad zu erreichen. Doch sind Temperaturen von über hundert Millionen Grad nötig, wenn die Kernverschmelzung des Wasserstoffs mehr Energie liefern soll als für die Erhitzung des Gases verbraucht wurde.

Außer der Unerschöpflichkeit des Brennstoffs werden die Kernverschmelzungsreaktoren der Zukunft gegenüber den heutigen Kernreaktoren, in denen die Kernspaltung schwerer Elemente wie Uran zur Energieerzeugung benutzt wird, noch einen gewaltigen Vorteil haben: Bei ihrem Betrieb entstehen keine gefährlichen langlebigen radioaktiven Stoffe wie bei der Kernspaltung. Die Beseitigung der radioaktiven Abfallstoffe bei der Uranspaltung wird ein schwer zu lösendes Problem sein, wenn der Energiebedarf der Erde vorwiegend durch Kernspaltung befriedigt wird. Experten schätzen, daß jährlich die radioaktiven Spaltprodukte von 200 000 Atombomben entstünden, wenn allein die USA heute ihre Energie ausschließlich durch Kernspaltung erzeugte. Die Bemühungen der Atomforscher um die Wasserstoff-Energie, um diese ungefährliche und unversiegbare Energiequelle, ist nach den Worten des amerikanischen Atomforschers Richard Post, der die Kernverschmelzungsarbeiten in Livermore leitet, dem berühmten Forschungslaboratorium der Universität Kalifornien, »das faszinierendste, schwierigste und möglicherweise bedeutendste wissenschaftliche Friedensprojekt, das jemals begonnen wurde«.

Eine Stadt ohne Kreuzung: das Modell des Bielefelder Trabanten Sennestadt. Entwurf Architekt Reichow.
Foto: Hermann

Mehr als zehn europäische und amerikanische Großstädte haben heute Trabantenstädte. Neue werden geplant. Sie geben Menschen und Industrie der zu engen alten Stadtkerne neuen Raum. Aber werden sie sich auch in Zukunft bewähren? Das ist die Frage, die sich jetzt Architekten, Soziologen, Ärzte und Wissenschaftler stellen.

Die ›Trabantenstädte‹


Foto: Wilfried Kalde

Ungefährdet durch Verkehr, spielen Vällingbyer Kinder überall in Rufweite der Erwachsenen. Noch zwei weitere Trabantenstädte plant Stockholm.

Wer von der Autobahn Hannover—Köln kurz hinter Bielefeld nach links abbiegt, steht bald vor einer riesigen Baustelle. Zwischen Kieferwäldern, Laubbaumgruppen, Äckern und Wiesen wächst Sennestadt, ein Trabant von Bielefeld. Hier entsteht mehr als eine Vorstadt für die überquellende Bevölkerung und Industrie der nahen Großstadt. Hier baut man Häuser, Straßen, Plätze für Erwachsene und Kinder, Parkanlagen, Fabriken nach dem eigenen Lebensgesetz einer Trabantenstadt.

London begann bereits vor zehn Jahren mit dem Bau von acht Trabantenstädten. In Schweden gilt das Stockholmer Vällingby als vorbildliche Lösung. Mailand, Rotterdam, New York und Nürnberg versuchen ebenfalls, ihren überflutenden Menschenstrom durch ›Satelliten‹ aufzufangen. Stadterweiterungen durch Trabanten sind heute in der zivilisierten Welt an der Tagesordnung.

Trabantenstädte entstehen meist völlig neu in der Nähe der Mutterstadt. Stadtplaner, Wirtschaftler und Verkehrsfachleute suchen zunächst den besten geographischen Ort im Umkreis der Mutterstadt. Dann wird auf dem Reißbrett alles bis zum letzten Detail vorausgedacht. Und nun wachsen im Zentrum des Satelliten Rathaus, Büros, Läden, Kinos. Aus der Stadtmitte ist der Fahrverkehr verbannt. Stille Wohnbezirke, eingeteilt in ›Nachbarschaften‹, umgeben die neue City. Sie haben in ihrer Mitte Geschäfte für alles, was die Hausfrau täglich braucht. Grünflächen trennen die Wohnbezirke von den Industrieanlagen, die am Rande der Stadt liegen. Denn das ist das Besondere der Trabanten: sie umschließen nicht nur Wohnen und Erholung, sondern auch den Arbeitsplatz. Und wohin der ›Satellitenbewohner‹ auch will — ob zur Arbeit, ins Rathaus, zum Kino — kaum wird er bis dorthin mehr als fünfzehn Minuten zu gehen haben. Der Fernverkehr flutet nicht mitten durch die Ansiedlung, sondern auf Autobahnen an ihr vorbei. Keine Hauptverkehrsstraßen brauchen die Kinder mehr zu kreuzen, wenn sie zur Schule laufen. Und will man sich entspannen, ist es nicht weit zum Café in der Stadtmitte oder zum Wald.

Ein breiter grüner Landschaftsgürtel trennt meistens die Trabantenstadt von der alten City. Sie führt das Eigenleben einer mittleren Stadt. In umfangreichen wirtschaftlichen Fragen ist sie jedoch von der nahen Mutterstadt abhängig. Auch sind für sie Opernhäuser, große Theater, Museen finanziell nicht tragbar. Die Satellitenstadt ist also bis zu einem gewissen Grade gebunden, sonst wäre sie ja kein ›Trabant‹.

Trotz aller glückhaften Lebensaspekte, die die Trabantenstadt bietet, gibt es natürlich auch Schwierigkeiten.

Eine Hauptschwierigkeit: Bald wird man in der Satellitenstadt fast nur alte Menschen finden. Harlow, eine

der Londoner Trabantenstädte, wird nach etwa zwanzig Jahren kaum eigene junge Leute haben. Denn die Kinder, die heute auf Harlows modernen Straßen und Plätzen spielen, werden dann erwachsen sein. Und Erwachsene brauchen Arbeit. Arbeit für so viele Erwachsene wird es in Harlow nicht geben, weil die Älteren die Arbeitsplätze immer noch innehaben. Und also wird ein großer Teil der heranwachsenden Generation abwandern müssen. Ähnlich wie in Harlow ist es in der Stockholmer Trabantenstadt Vällingby. Natürlich ist es in der Praxis nicht ganz so kraß, wie es die Statistiker ausgerechnet haben. Aber: die Ausdehnungsmöglichkeit eines Trabanten ist von vornherein festgelegt und begrenzt.

Will man aber nun ältere Menschen in einer Satellitenstadt ansiedeln, stoßen die Stadtväter auf ähnlichen Widerstand wie bei leitenden Ingenieuren, Kaufleuten und anderen verantwortlich Tätigen. Freundeskreis, geistige Bindungen, persönliche Interessen fesseln sie zu sehr an den alten Wohnort. Auch ist es bis heute schwierig, Firmen in Trabantenstädten seßhaft zu machen, die diese Alters- und Berufsgruppen nach sich ziehen würden. Diese Unternehmungen dürfen sich meistens nicht vom großen Wirtschafts- und Kulturzentrum Großstadt entfernen, wenn sie lebensfähig bleiben wollen.

Die richtige Gliederung von jung und alt ist also für eine Satellitenstadt nicht leicht.

Besonders eins zeichnet den Bewohner der meisten Trabantenstädte aus: Er langweilt sich trotz aller Vollkommenheit seiner neuen Stadt. Jetzt zeigt es sich, was die Stadtplaner vergaßen, als sie vor ihren Reißbrettern und Tabellen saßen. Sie übersahen, daß es Großstadtmenschen mit einem ihnen eigenen Lebensrhythmus sind, die sie in der Trabantenstadt ansiedelten. Denn ein Trabant mit seinen 50 000 bis 80 000 Einwohnern ist eine Mittelstadt. Und der Bewohner einer Metropole ist schon ein anderer Menschentyp durch die Impulse, die von den geistigen und seelischen Spannungen, vom Elan und Auftrieb, vom Atem einer City ausgehen. Ihm steht zumeist bei einer Neuansiedlung in einer mittelstädtischen Trabantenstadt der neuartige, ihm bisher fremde Lebensablauf entgegen. Die Struktur der neuen Stadt verlangt im wesentlichen ein kleinbürgerliches, wohl lokalpatriotisches Leben. Obwohl es dem Nervensystem und dem körperlichen Wohlbehagen des ehemaligen Großstadtbewohners gesundheitlich guttun müßte, ist ihm (meist unbewußt) diese Mittelstadtatmosphäre diametral entgegengesetzt und langweilt ihn also. Aber wahrscheinlich ist es eine Frage der Zeit. Vielleicht passen sich die Kinder und Kindeskinder der perfekten Zivilisation der Satellitenstadt an.

Zahlreiche Aufgaben sind bis heute noch nicht gelöst. Und trotzdem: Die Planer von Bielefeld, London, Stockholm und von Rotterdam, Mailand, New York und anderen großen Städten glauben an die Trabantenstadt. Sie glauben fest daran: Die Trabantenstadt ist der einzige augenblicklich mögliche Weg aus dem Dilemma der Großstadtwucherungen. *J. F.*



Fotos: Lennart af Pertersens, Agathe Bunz

König ist der Fußgänger im Geschäftsviertel von Vällingby (oben und unten). Kein Auto wird ins Zentrum hineingelassen. Lieferanten fahren neben der U-Bahn in einen Tunnel (unten) und beliefern die Geschäfte von unten. In der übrigen Stadt kann man durch Unterführungen gefahrlos zu anderen Straßenseiten gehen. Nach englischem und schwedischem Muster planen Rotterdam, Mailand und Nürnberg ebenfalls Satelliten.

»In der Lage, in der Sie sich befinden, kann es keinen anderen Gedanken geben als auszuharren, keinen Schritt zu weichen und jede Waffe und jeden Kämpfer in die Schlacht zu werfen. Ihrer Truppe aber können Sie keinen anderen Weg zeigen als den zum Siege oder zum Tode.« So hatte Adolf Hitler am 3. November nach dem Durchbruch der Engländer bei Alamein Rommel gefunkt. Auf Grund dieses Befehls stoppte der Feldmarschall seinen schon eingeleiteten Rückzug. Aber 24 Stunden später war es klar, daß die Panzerarmee nur die Wahl hatte, zu sterben oder — in Gefangenschaft zu gehen. Von Sieg jedenfalls konnte keine Rede sein. Da entschied sich Rommel für den Rückzug. Stunden später genehmigte das Führerhauptquartier den Entschluß. 24 Stunden zu spät. Wer trug die Schuld an dem Wahnsinn?



Foto: Lux

Der tragische Befehl Hitlers an Rommel kam aus der Wolfsschanze. Oben: Hitler, in schwarzem Umhang, im Kreise seiner Mitarbeiter: Neben ihm (l) mit Papieren Otto Dietrich, damals Reichspressechef, daneben Bormann, rechts: Adjutant Schaub. Ganz links ein Leibgardist.



Foto: ›Sc

Das erregendste Foto des letzten Krieges — und furchtbarste Wirklichkeit. Aus dem Schlitz eines britischen Panzers wurde der Bajonettkampf zwischen australischer Infanterie und den Verteidigern des deutschen Stützpunktes Tell el Eisa an der Alameinfront fotografiert.

Weil Hitler schlief ...

DER GROSSE TATSACHENBERICHT VON PAUL CARELL

Die Fotos sind Originalaufnahmen beteiligter Soldaten

»Warum wird mir dieser Bericht erst jetzt vorgelegt«, tobte Hitler am Mittag des 3. November 1942 in der Wolfsschanze General Jodl gegenüber, dem Chef des Wehrmachtführungsstabes. Jodl hätte antworten können: »Weil Sie zu lange zu schlafen pflegen, mein Führer.« Aber das sagte der General natürlich nicht. Kein General der Welt macht seinem obersten Befehlshaber Vorwürfe darüber, daß er zu spät zu Bett geht und zu spät aufsteht.

Der Bericht, den Hitler in der Hand hielt und der ihn so aufregte, war die Lagemeldung Rommels vom 2. November abends, in der die katastrophale Situation an der Alamein-Front und die Durchbrüche der Engländer gemeldet und der Rückzug auf die Fuka-Stellung, 100 Kilometer hinter Alamein, als einzige Rettung der Panzerarmee Afrika bezeichnet wurden. Der Bericht war in der Nacht zum 3. November im Führerhauptquartier angekommen. Jetzt war es Mittag. Und statt einer Antwort auf diese Alarmnachricht war inzwischen ein seit Tagen vorbereiteter ›Aufmunterungsbefehl‹ an Rommel abgegangen: »... zum Siege oder zum Tode«. Wie konnte das passieren?

Bei der Bedeutung, die dem in die Kriegsgeschichte eingegangenen tragischen Befehl Hitlers zukommt, halte ich es für wichtig, einmal genau zu untersuchen, wie es zu diesem Befehl kam.

Der diensttuende Offizier in Hitlers Wolfsschanze in der Nacht vom 2./3. November war ein Major der Reserve, im Zivilberuf Direktor eines großen Industriekonzerns. In jenen Wochen der angespannten Kämpfe um Stalingrad war er an alarmierende Nachrichten gewöhnt, und er sah keinen Anlaß, wegen des Lageberichts aus Nordafrika Hitler oder auch nur Jodl zu wecken. Man war im Führerhauptquartier nämlich gerade schlafengegangen, als die Funkmeldung entziffert vorlag. Hitler hatte sich in das kleine Schlafzimmer seiner Baracken- und Bunkerstadt, genannt Wolfsschanze, zurückgezogen. Es war ja seine Gewohnheit, die halbe Nacht mit Diskussionen, Plänemachen oder düsterem Sinnieren über den Karten zu verbringen. Solange er wach war, mußten Generale und Adjutanten, Sekretäre und Verbindungsmänner zu den wichtigsten Ministerien immer gewärtig sein, daß sie gerufen wurden. Deshalb blieben auch sie auf, solange Hitler wach war. Kaum aber ging die Meldung durchs Lager: »Er ist schlafengegangen«, da streckten auch die Paladine und die Sbirren die müden Glieder auf die Feldbetten in ihren Bunkerkojen. Natürlich schliefen sie dann, wie Hitler, bis in den tiefen Vormittag.

So waren auch Jodl und Keitel am 3. November erst gegen 10 Uhr aufgestanden, und gegen 11 Uhr hatte Jodl Rommels Meldung gelesen. Sofort kombinierte der versierte Generalstäbler: In diese Situation Rommels paßte ja nun der Führerbefehl wie die Faust aufs Auge. Wenn Rommel nun diesen Führerbefehl als Antwort auf seine Rückzugsmeldung auffaßte! So war dieser pathetische Spruch ja gar nicht gemeint. Er hatte seit Tagen auf Hitlers Schreibtisch gelegen. Gestern nacht vor dem Schlafengehen hatte ihn Hitler noch abgezeichnet, und Jodl hatte ihn zum Verschlüsseln und zur Funkweitergabe auf den Weg gebracht. Als ›moralische Spritze‹ war dieser von Hitler selbst verfaßte ›Führerappell‹



Foto: Brit. War Museum

Das blieb übrig nach feindlichen Bombenangriffen auf Bengasi, die Nachschubbasis für die deutsche Alamein-Front.



Foto: USAD

General Eisenhower greift ein. Vor Truppen, die für die Landung in Nordafrika bestimmt sind, hält er eine Ansprache. Diese Soldaten waren aufs beste ausgerüstet. Trotzdem erging es ihnen bei den ersten Kämpfen schlecht.



Foto: Brit. War Museum

Britische Infanteristen greifen an. Ihr Ziel ist ein deutsches Minenfeld. Ein verlassener deutscher Panzerspähwagen dient ihnen hier, im Nordteil der Alameinfront, wo die Wüste flach ist wie ein Brett, als willkommener Schutz.



Foto: Brit. War Museum

Für sie ist der Krieg aus, und sie sind froh, der Hölle von Alamein entkommen zu sein. Diese deutschen Landser wurden von Australiern gefangengenommen. Diese hatten den Ehrgeiz, ihre Gefangenen anständig zu behandeln.

DIE WÜSTENFÜCHSE

Fortsetzung von Seite 11

gedacht. Er ging davon aus, daß die Lage an der Front von Alamein zwar angespannt, aber noch nicht katastrophal war. Jodl griff zum Telefon und ließ sich mit der Funkzentrale verbinden. »Ja, der Führerbefehl ist noch in der Nacht abgegangen«, hieß es.

Jodl ließ sein Frühstück stehen und ging hinüber zur Führerbaracke, um Hitler noch vor Beginn der täglichen Lagebesprechung Meldung zu machen. Aber er mußte sich bis 12 Uhr gedulden, ehe Hitler ihn empfing; denn der war erst um 11.15 Uhr aufgestanden.

Hitler tobte

»Was gibt es, Jodl?« fragte Hitler mißtrauisch. »Böse Nachricht von Rommel, mein Führer«, antwortete Jodl und überreichte die Funkmeldung vom vergangenen Abend. Hitler las. Sein Gesicht wurde rot. »Auch das noch«, murmelte er. Seine Augen waren, wie immer in solchen Momenten, auf einen fernen Punkt gerichtet. Ein gefährliches Zeichen. Leise fragte er: »Ist der Sonderbefehl an Rommel abgegangen?«

»Jawohl, mein Führer, der ist gestern nacht gefunkt.«

»Gestern nacht, wo diese Lagemeldung vorlag?« fragte Hitler nun böse und laut. Und als hätte er jetzt das Ventil für seinen dumpfen Groll auf das anonyme Mißgeschick gefunden, schnaubte er los: »Warum erfahre ich denn die Lagemeldung Rommels erst jetzt? Warum ist mir das nicht gestern nacht noch vorgelegt worden? Warum bin ich nicht geweckt worden? Warum? Warum?« Immer lauter hallte es durch die Baracke.

Jodl verwies darauf, daß die Meldung sehr spät in der Nacht eingegangen sei. »Der diensttuende Major glaubte ... « Weiter kam Jodl nicht.

»Der Herr Major glaubte«, echote Hitler. »Wer ist dieser Mensch. Hat er sich nicht klargemacht, daß ich mich angesichts der Lage in Afrika mit dem abgesandten Befehl blamieren muß?« Als Jodl schwieg, brüllte Hitler: »Das ist wieder so ein Fall von Dummheit und Gleichgültigkeit. Ich werde ein Exempel statuieren. Ich werde den Herrn Major vor ein Kriegsgericht stellen.« Bis hinüber zur ›Lagebaracke‹ hörte man Hitlers rasenden Zorn. Offiziere und Sekretäre zogen die Köpfe ein.

Es waren noch keine drei Stunden vergangen, da stand der Major vor einem Kriegsgericht. Und am Abend war das Urteil unterschrieben: Degradierung zum einfachen Soldaten und sofortige Kommandierung in ein Arbeitsbataillon. Man hatte den Sündenbock. Aber hatte man den Schuldigen?

Den ganzen Tag tobte Hitler über die Schlamperei in seinen Stäben; aber auf die Idee, seinen sinnlos gewordenen Haltebefehl zurückzunehmen, kam er nicht. Vielleicht wartete er auf eine Anfrage Rommels. Aber Rommel fragte nicht. Rommel hörte auch nicht auf Westphals Vorschlag, dem Befehl nicht zu folgen. Rommel gehorchte. Er gehorchte einem Befehl, der nur der Tatsache entsprungen war, daß man im Führerhauptquartier zulange zu schlafen pflegte und daß ein Major nicht gewagt hatte, seinen Chef zu wecken.

Das sind die wahren Hintergründe des Führerbefehls vom 3. November 1942, dessen 24stündige Befolgung Rommels Panzerarmee das Rückgrat brach.

Die Katastrophe von Alamein

Nur im Lichte unserer Aufklärung der Hintergründe wird es begreiflich, daß Hitler am 4. November auf Kesselrings Vorstellung hin so schnell bereit war, die Genehmigung zum Rückzug Rommels in die Fuka-Linie zu erteilen — trotz seines ›Zum-Siege-oder-zum-Tode‹ von vor 24 Stunden. »Ein Sieg hat viele Väter, aber die Niederlage ist ein Waisenkind«, schrieb der italienische Außenminister Graf Ciano, Mussolinis Schwiegersohn, einmal in sein Tagebuch. Auf den Krieg in Afrika angewandt, heißt das: Wenn die Siege zwischen Mersa el Brega und der weißen Moschee von Abd el Rahman die Siege Rommels waren, dann war auch die Niederlage von Alamein seine Niederlage. Aber ebenso sicher ist, daß mit den Kräften, die Rommel im Winter 1942 zur Verfügung standen, wahrscheinlich kein Feldherr der Welt einen Sieg über Montgomerys 8. Armee hätte erringen können. Das Mißverhältnis der Kräfte war zu groß. Was Rommels Soldaten trotzdem in der zwölftägigen Abwehrschlacht von Alamein noch geleistet haben, ist erstaunlich. Die geschichtliche Entfernung kann die Leistung nicht schmälern, sondern sie eher nur vergrößern. Montgomerys Sieg bei Alamein war zwangsläufig. Aber was war schon ein Sieg in der Wüste! Es waren in 19 Monaten auf beiden Seiten schon viele Schlachten verloren und viele gewonnen. Aber was Rommels Niederlage von Alamein zur Katastrophe machte, war der verspätete — zu spät angetretene Rückzug. Durch die 24stündige Verzögerung wegen des Führerbefehls verlor die Armee große Teile ihrer Infanterie, die wegen des Mangels an Fahrzeugen nicht mehr rechtzeitig den motorisierten Angriffskräften Montgomerys entkommen konnten. Auch viele Panzerfahrzeuge und Geschütze, die aus der Rückzugsbewegung heraus gegen die durchgebrochenen englischen Panzerverbände angesetzt worden waren, gingen verloren. Zwar jagte Montgomery nicht mit der Bravour eines Rommel in kühner Strategie durch die Wüste, um die Achsenkräfte zu vernichten. Er war noch vor dem geschlagenen Gegner auf der Hut wie die Jäger vor dem verwundeten Löwen. Die 8. Armee rollte vorsichtig, aber mit der Wucht einer Dampfwalze gen Westen und walzte alles nieder, was sich ihr in den Weg stellte. Was von Rommels Streitkräften nicht die Küstenstraße gewonnen hatte oder zügig über die Wüsten-Pisten nach Westen abfloß, war verloren. Das große Ziel aber, die vollständige Vernichtung Rommels, erreichte Montgomery nicht.

Vorwürfe gegen Rommel

Wie schwer Rommels Niederlage war, wie hoch seine Verluste, das stand bisher immer nur auf Spitze und Knopf von Behauptungen. Und diese Behauptungen wichen sehr voneinander ab. Begreiflicherweise hatte Rommel die Neigung, die Verluste zu dramatisieren. Von italienischer, aber auch von deutscher Seite hingegen wurden sie oft bagatellisiert, und es wurde dem Feldmarschall vorgeworfen, den Rückzug unnötig schnell und ohne den gebotenen hinhaltenden Widerstand vollzogen zu haben. Alle Berichte aus der Umgebung Rommels besagen, daß es bis zum 6. November nicht möglich gewesen sei, die Truppe kampfkräftig zu ordnen. Daher sei schnellster Rückzug geboten gewesen. Ohne Halt vorbei an den alten Plätzen des Sieges, rückwärts, rückwärts, heraus aus den britischen Luftangriffen, das war das Gebot der Stunde.

Es gibt andere Stimmen — dazu gehört der Feldmarschall Kesselring — die sagen, Rommel habe sich in die Idee verrannt, alles wäre verloren; nur ein Rückzug nach Tripolitanien und der Abtransport der Armee aus Afrika könne das einzig Richtige sein. Deshalb habe er nichts mehr riskiert, den Gegner nicht durch hartnäckigen Widerstand geschwächt und den Tommy zu schnell nach Westen vordringen lassen.

Ist dieser Vorwurf richtig? Er erhält einen dramatischen Akzent dadurch, daß am 8. November General Eisenhower mit einem alliierten Expeditionskorps in Marokko und Al-

gerien landete, um auf Tunesien zu stoßen. Eisenhower und Montgomery voneinander getrennt zu halten, eine Vereinigung zu verhindern, war die Aufgabe, die sich für die deutsch-italienische Strategie zwingend anbot. Verständlich, daß Rom, Rastenburg und der Oberbefehlshaber Süd, Feldmarschall Kesselring, von Rommel verlangten, daß er sich der 8. Armee Montgomerys zwischen Fuka und Tunesien zum Kampf stellte. Aber war das möglich? Die Frage ist immer wieder heftig diskutiert worden.

Dr. Müllers Dokumente

KRISTALL hat zur Beantwortung dieser Frage einen kriegsgeschichtlich interessanten Fund gemacht. Wir entdeckten den letzten Armee-Kraftfahrzeug-Offizier in der Panzerarmee, Oberstleutnant (Ing.) Dr. Müller. Er hat einen Teil der Originalunterlagen des Kraftfahrzeugoffiziers und der Instandsetzungsabteilungen jener Tage gerettet, aus denen die Verluste klar hervorgehen. Dr. Müller hat uns die Akten zur Auswertung überlassen. Sie enthüllen jene Seite des modernen technischen Krieges, die ganz unpathetisch ist: wo nicht mit Blut, sondern mit Tinte geschrieben, nicht geschossen, sondern gerechnet, gezeichnet und geschlossert wird. Sinus, Kosinus und Logarithmus waren hier Trumpf. In Tabellen und grafischen Darstellungen wurden Sieg oder Niederlage vorausgesagt. Hier war ein Panzer III nicht so sehr ein Instrument in der Hand eines tapferen oder eines vorsichtigen Kommandanten — hier war er eine Maschine, die auf 100 Kilometer 400 Liter Sprit brauchte. 400 Liter! Beim Kraftfahrzeugoffizier wurden alle Angelegenheiten der Instandsetzung der Motorfahrzeuge, des Spritverbrauchs usw. bearbeitet. Diese Seite des nordafrikanischen Krieges erinnert an den Druckknopfkrieg unserer Tage, wo die Meister der Schlachten die Ingenieure sind und die Soldaten in der Montur von Technikern stecken.

Aus den Dokumenten des Oberstleutnants (Ing.) Dr. Müller ergibt sich die wahre Ausrüstungs-Lage der deutschen Panzerverbände vor und nach der Alamein-Katastrophe.

Am 23. Oktober, dem Tag, da die britische Offensive begann, standen Rommels Armee nach den uns vorliegenden genauen Listen zur Verfügung: 285 Panzerkampfwagen, 8 Panzerbefehlswagen und 1 Sturmgeschütz. Bis zum 2. 12., 18 Uhr, wurden folgende Totalausfälle gemeldet und bestätigt: 221 Panzerkampfwagen, 8 Panzerbefehlswagen und 1 Sturmgeschütz. Am 2. Dezember hatte also die Panzerarmee noch 64 Panzerkampfwagen; davon befanden sich 11 in Reparatur-Werkstätten, so daß 53 einsatzbereit waren. In dem Originalbericht Dr. Müllers für den Oberquartiermeister und für Feldmarschall Rommel heißt es: »Der hohe Totalausfall ist auch auf den am 4. 11. schon während des Rückzugs durchgegebenen Führerbefehl zum Halten der Alamein-Stellung zurückzuführen. Da die Panzer-Werkstatt-Kompanien auf Grund dieses Befehls größere Montagearbeiten neu vornahmen, mußten beim Panzerregiment 5 etwa 40 Wagen gesprengt werden.«

Negerkopf und Zahnrad

Daß bei dem Rückzug nicht die gesamte Panzerkraft verlorenging, ist — wie der Bericht eindrucksvoll zeigt — nur der Tätigkeit der Panzer-Werkstatt-Kompanien in Verbindung mit der Panzer-Ersatzteilkolonne zu danken.

Diese Feststellung gebietet, ein Wort über die Offiziere und Techniker der Reparatur- und Instandsetzungsabteilungen in Afrika zu sagen. Wer vom Afrika-Krieg spricht oder schreibt und die Instandsetzungsdienste (I-Dienste) nicht erwähnt, beweist damit, daß er den Krieg Rommels in der Wüste nicht richtig sieht. Das Instandsetzungsregiment 548

Fortsetzung Seite 15



Dante Gabriel Rossetti: ›Beata Beatrix‹ (1863)

KRISTALL-KUNSTBLATT

DIE WÜSTENFÜCHSE

Fortsetzung von Seite 13

unter Major Deus, die I-Dienste der 15. und 21. Panzerdivision unter den Oberstleutnanten Eschenlohr und Johannes waren Felsen in der Brandung des Krieges. Besonders die Panzerwerkstattkompanien der Panzerregimenter 5 und 8 mit ihren glänzenden Führern, Hauptmann Hauska, Major Burger und McLean und dem unvergessenen Ferdi Schneider, dem Werkmeister des Sonderverbandes 288, des späteren Panzergrenadierregiments Afrika. Offiziere, Unteroffiziere und Männer dieser technischen Einheiten waren Zauberer, die aus Verbranntem und Zerschossenem Neues machten und die komplizierten Kriegsmaschinen intakt hielten. Der VW-Zug, der Bosch-Zug, Opel-Müller mit seinen Lkw-Spezialisten, die Büssing-Gruppe, Steurers Maybach-Spezialisten für die Panzermotoren, die Zylinder- und Kurbelwellenschleiferei — mitten in der Wüste —, das alles waren tolle Sachen und tolle Leistungen. Diese Techniker und Facharbeiter gehören neben den tapfersten Front- und Kampfeinheiten genannt. Ohne sie wäre der Krieg Rommels nicht möglich gewesen. Das taktische Zeichen der Instandsetzungseinheiten, der



Foto: Deus

Major Deus führte das Instandsetzungsregiment 548. Ohne die I-Dienste war Rommels Krieg unmöglich.

Negerkopf mit dem Zahnrad am linken Ohr, kennt jeder Afrika-Soldat.

Aber was nutzte alle technische Kunst der Spezialisten, was die Zehn-Stunden-Tagesarbeit in den Werkstätten in der Wüstenhitze, wenn die Front nicht zum Halten kam; wenn die defekten Panzer in Feindeshand fielen; wenn Tieflader und Werkzeugmaschinen, wenn Drehbänke und Labors gesprengt werden mußten,

Fortsetzung Seite 20

Unser Bild: Tod und Verklärung

Dante Gabriel Rossetti, ein viktorianischer Engländer italienischer Abstammung, war ein Dichter, der seine Gedichte gleichsam malte, und zugleich ein Maler, der seine Bilder gewissermaßen dichtete. Das Dichterische in seinen Gemälden und das Malerische in seinen Gedichten kennzeichnen den ihm eigenen poetisch-symbolischen Stil. Der große italienische Dichter Dante stand sozusagen an seiner Wiege. Ihm verdankt Rossetti nicht nur den ersten Vornamen, sondern auch einen beträchtlichen Teil seiner Bildmotive. Mehr als 100 Gemälde und Zeichnungen des Künstlers sind mit Dante verknüpft. Eines der berühmtesten ist die ›Beata Beatrix‹ aus der Tate Gallery in London.



Dante Gabriel Rossetti
(1828—1882)
Porträt aus dem Jahre 1863
Foto: Charles Lutwidge Dodgson

Dante Gabriel Rossetti begann das Bild am ersten Jahrestag des Todes seiner jungen Frau Elisabeth Siddal, am 11. Februar 1863, und zwar in genauer Übereinstimmung mit Dante, der am ersten Jahrestag von Beatrices Tod einen Engel zeichnete, um sie sich zu vergegenwärtigen. Rossetti identifiziert nun sich selbst mit Dante, seine ›Lizzie‹ mit Beatrice, und ihren frühen Tod mit der Geschichte der ›Vita Nuova‹. Rossettis leibhaftige Beatrice war ein rätselhaftes Wesen, schmalgliedrig, ätherisch, mit grünen Augen und kupferroten Haaren. Ein junger Freund hatte sie bei der Arbeit in einem Hutladen entdeckt und sogleich in den Kreis der jungen Prae-Raffaeliten geführt.

Rossetti, damals kaum 21jährig und als das Haupt dieser revoltierenden Gruppe junger Maler und Dichter durch die Angriffe der Presse und der Akademie bereits bekannt geworden, verliebte sich auf den ersten Blick in das aparte Mädchen. Trotz der strengen Konvention der viktorianischen Gesellschaft wurde Lizzie sein Modell. Zehn Jahre lang lebten die beiden zusammen, ehe sich Rossetti entschloß, sie zu heiraten. Das Verhältnis, später durch Bilder und Gedichte verklärt, blieb nicht ohne ernste Spannungen, vor allem, weil Rossetti zuweilen auch andere Modelle bevorzugte. Als der Maler 1862 nach einer mit dem Dichter Swinburne vergnügt verbrachten Nacht nach Hause kam, fand er Lizzie mit Schlafmitteln vergiftet vor. Vieles spricht dafür, daß sie absichtlich aus dem Leben schied. In einem Akt von Reue legte Rossetti das Manuskript seiner damals noch unveröffentlichten Sonette in den Sarg der toten Frau. Sieben Jahre später ließ er die Gedichte jedoch wieder ausgraben und veröffentlichen.

Auf unserem Gemälde stellt Rossetti den Tod als Trancezustand dar, als eine Art von Hypnoseschlaf, in dem sich der Übergang vom irdischen Leben ins Jenseits vollzieht. Durch die geschlossenen Lider nimmt Beatrice die neue paradiesische Welt, die sich ihr öffnet, bereits visionär wahr. Eine sinnlich-seelische Verklärung beginnt ihre Züge zu erfüllen. Der Vogel bringt den Mohn, die Blume des Schlafes und des Todes. Im Hintergrund stehen sich Dante und Amor auf der verlassenen Straße gegenüber, Dante rechts im Schatten, der Liebesgott links ›im feuerfarbenen Nebel‹, wie es in der Dichtung heißt. Er hält Dantes flammendes Herz empor mit den Worten ›Vide cor tuum‹ — ›siehe dein Herz!‹ Die Geste der von Rossetti geschaffenen ›Lizzie-Beatrice‹ beeinflußte den Mädchentyp einer ganzen Generation.

Dr. Hanns Theodor Flemming

Der neue Hemingway-Film

›In einem anderen Land‹ - eine ergreifende Ballade von Liebe, Krieg und Tod

VON INGEBORG ESTERER



Schwester Catherine Barkley (Jennifer Jones) arbeitet im englischen Roten Kreuz. Sie erlebt den Krieg in den Lazaretten der oberitalienischen Front.



Foto: Inge Schoenthal

Ernest Hemingway, der 58jährige amerikanische Nobelpreisträger für Literatur, hat wie kein anderer den Stil unserer Epoche geprägt. Er schrieb nur, was er selber erlebte. Hemingway formte aus der Umgangssprache die Dichtung des zwanzigsten Jahrhunderts.



Gespräche im Kasino erhitzen sich durch Grappa. Chirurg Rinaldi (Vittorio de Sica, links) ist zynischer Gegenspieler von Pater Galli (Alberto Sordi).



Leutnant Henry (Rock Hudson) desertiert nach der Schlacht von Caporetto. Er springt in den Tagliamento und rettet sich vor standrechtlicher Erschießung.

Er ist Großwildjäger, Tiefseefischer, Meisterboxer, Stierkämpfer und — Nobelpreisträger für Literatur. Er fing einen Marlin, einen Speerfisch, 468 Pfund schwer, und brachte ihn ohne Flaschenzug an Land. Er sah 1537 Stierkämpfe und führte genau Buch darüber. Er kämpfte auf italienischem, spanischem, französischem Boden. Während der Invasion 1944 sammelte er eine Privat-Truppe um sich, 200 Mann stark, motorisiert. Und als General Leclercs Armee noch am Südufer der Seine stand, war er bereits bis zum Arc de Triomphe vorgestoßen. In der Tat: Ernest Hemingway ist ein merkwürdiger Mann.

Hemingway zog aus, das Abenteuer zu suchen, ein Don Quijote unserer Zeit im übertragenen Sinne: Unmittelbar wirklich, trotzig und ernst, wird er zum ›Dichter von der männlichen Gestalt‹, dessen Bücher die Literatur revolutionierten. Und nicht nur die Literatur. Sein Einfluß ist so stark, daß er sogar auf den Seiten der Lokalreportage einer Provinzzeitung spürbar wird. Jeder, der heute schreibt, ganz gleich, ob an Artikeln oder Romanen, muß sich mit dem Stil dieses großen Amerikaners auseinandersetzen.

Ist es da ein Wunder, daß sich auch der Film schon lange seiner Werke angenommen hat? Wer erinnert sich nicht an ›Wem die Stunde schlägt‹, an die Geschichte aus dem spanischen Bürgerkrieg, in der Ingrid Bergman die Rolle der Maria spielte? Auch der



Farbfotos: Cer

»Ich liebte sie sehr und sie liebte mich«. Im Mailänder Lazarett pflegt Catherine den verwundeten Leutnant Henry. Das Krankenzimmer wird für kurze Zeit ihr Zuhause. Aber »wenn zwei Menschen sich lieben, kann es für sie kein glückliches Ende geben«, so meint Hemingway — der Dichter der ›verlorenen Generation‹

Roman ›Fiesta‹ — der Filmtitel heißt ›Zwischen Madrid und Paris‹ — ist jetzt in den deutschen Kinos angelaufen. Und soeben hat der amerikanische Produzent David O. Selznick, 20th Century-Fox, seinen sechsten Hemingway-Film abgedreht. Er trägt im Deutschen den gleichen Namen wie das Buch: ›In einem andern Land‹. Der englische Titel von Roman und Film ist besser ›A Farewell to Arms‹, ein Abschied von den Waffen. Charles Vidor führte Regie. In den Hauptrollen spielen Rock Hudson, Jennifer Jones und Vittorio de Sica. Es soll der teuerste Film sein seit ›Vom Winde verweht‹. Wird er dem weltbekannten Buch Hemingways gerecht? Um das Anliegen dieses Buches ganz zu erfassen, ist es nötig, das Leben des Dichters kennenzulernen.

Hemingway entstammt einer bürgerlichen Familie des Mittelwestens. Er wurde am 21. Juli 1899 in Oak Park, einem Vorort von Chikago, geboren. Sein Vater war Arzt, seine Mutter eine fromme, musische Frau. Er hatte vier Schwestern und einen Bruder. Der Vater schenkte ihm früh eine Angelrute und ein Gewehr, die Mutter ein Cello. Während der Sommerferien durchstreifte Ernest die Wälder von Michigan. Dort leben Ojibwa-Indianer. Er lernte jagen, fischen und trinken. Aber Cello spielen lernte er nicht. Mit vierzehn Jahren nahm er Boxunterricht. In der ersten Stunde hatte er ein gebrochenes Nasenbein, wenig später ein für dauernd beschädigtes Auge. Aber er hielt durch. Er absolvierte seinen Boxkursus zu Ende. Im Jahrbuch der Abiturklasse von 1917 stand: »Man kann niemand finden, der klüger als Ernie ist.«

Im selben Jahr traten die USA in den Krieg. Hemingway meldete sich freiwillig. Er wurde wegen seiner Augenverletzung abgelehnt. Ein halbes Jahr später setzte er dennoch durch, daß er als Ambulanzfahrer an die italienische Front kam. Er erlebte bittere Kämpfe, er erhielt höchste italienische Tapferkeitsorden und wurde in der Nacht zum 8. Juli 1918 bei Fossalta di Piave auf einem vorgeschobenen Horchposten von einem österreichischen Minenwerfergeschoß schwer verwundet. 237 Splitter entfernten die Ärzte allein aus seinem rechten Bein.

Fossalta wurde zum Kreuz seines Lebens. »Die Welt bricht nicht nur jeden, sondern kreuzigt ihn, und hinterher tragen viele Narben an den Händen.« Hemingway trug die Narben des ersten Weltkrieges. Nicht nur äußerlich: Noch Monate nach seiner Verwundung konnte er nur bei Lampenlicht einschlafen. Die Nacht »draußen an der Flußböschung« hatte ihm tiefere Wunden geschlagen.

1918 kehrte Hemingway nach Amerika zurück. Er wurde Journalist. Drei Jahre später heiratete er ein Mädchen aus St. Louis. Die Zeitung Toronto Star schickte ihn als Europa-Korrespondenten nach Paris. Und

Fortsetzung Seite 25

Soll man die Mandeln entfernen?

Noch bevor die Abwehrstoffe des Blutes den Kampf mit eingedrungenen Bakterien aufnehmen, haben oft schon die Rachenmandeln die beginnende Invasion gestoppt. Es ist deshalb eine Frage, ob man sich die Mandeln herausnehmen lassen soll.

VON DR. MED. F. DIETZE

Wer sich seit Monaten mit einem scheußlichen Rheuma herumplagt, wer nur unter starken Schmerzen in den Kniegelenken gehen kann, dem wird der Arzt heute oft empfehlen, sich die vereiterten Mandeln entfernen zu lassen. Aber haben ›die Mandeln‹ nicht doch eine Funktion für den ganzen Körper? Kann man denn einfach ein Organ entfernen lassen, von dem man noch nicht einmal genau weiß, ob es ›schuld‹ an den Schmerzen ist?

Die Mandeln — genauer die Rachenmandeln — gehören zusammen mit der Tubenmandel, der Zungenmandel und der Gaumenmandel zum sogenannten lymphatischen Rachenring. Sie bilden also einen Ring um den Speiseweg und den Luftweg. Ihre wichtigste Aufgabe ist die Abwehr von Infektionen. Die Mandeln können aber auch Giftstoffe aus dem Körper ausscheiden und dienen deshalb auch der Entgiftung des Organismus.

Im Gewebe der Mandeln sammeln sich die Kampftruppen des Körpers: die verschiedenen Arten der weißen Blutkörperchen. Sie führen den direkten Kampf gegen die durch Mund und Nase eindringenden Erreger und Giftstoffe. Spezialzellen des Mandelgewebes stehen sofort bereit, den Kampfplatz von den bei der Abwehr zugrunde gegangenen weißen Blutkörperchen und Giftstoffen zu räumen. Schnell tritt eine neue Mannschaft weißer Blutkörperchen an die Stelle der zugrunde gegangenen, damit die ständige Abwehr dieses Organes nicht aufhört.

Dieser Kampf hat aber nicht nur eine rein örtliche Bedeutung. Vielmehr schafft dieser örtliche Kampf für den Organismus eine Gelegenheit, sich auf die Abwehr einer möglichen stärkeren Invasion von Erregern vorzubereiten.

Denn der Mensch nimmt täglich eine große Menge von Keimen — darunter auch Krankheitserreger — auf. Die am Eingang in das Körperinnere postierten Mandeln saugen ständig kleine Mengen des Erregergiftes an. Diese winzigen Mengen des Giftstoffes genügen aber, um den Organismus zur Produktion von Abwehrstoffen zu veranlassen. Die Abwehrstoffe wiederum versetzen den Körper in die Lage, sich erfolgreich gegen eine Allgemeininfektion mit Krankheitskeimen zur Wehr zu setzen. Was sich hier an den Mandeln abspielt, ist einer Schutzimpfung durch den Arzt ähnlich. Denn auch bei der Schutzimpfung werden kleine Mengen von Erregergiften mit einer Impfkanüle in den Körper eingebracht. Mit Hilfe der Mandeln ›schutzimpft‹ der Organismus sich selbst!

Aber damit ist die Aufgabe der Mandeln noch nicht erschöpft. Schwierige Untersuchungen ergaben, daß auf dem Blutwege zugeführte Substanzen von den Mandeln wieder ausgeschieden wurden. Schon lange war bekannt, daß sie selbst Krankheitserreger wieder absondern. So ist zum Beispiel das Pockenvirus kurze Zeit nach der Pockenimpfung auf der Mandeloberfläche nachzuweisen. Man kann daraus schließen, daß die Mandeln als Ausscheidungsorgan für bestimmte Körperschlacken von großer Bedeutung sind.

Im Zentrum dieser vielfältigen Funktion des lymphatischen Rachenringes stehen die Rachenmandeln, die man meint, wenn man von einer Mandelentzündung oder ›Angina‹ spricht.

Entzündungen der Rachenmandeln gehören eigentlich zu den Krankheiten, die jeder Mensch im Verlaufe seines Lebens mehrfach durchmacht. Selbstverständlich können sich auch die anderen Mandeln des Rachenringes entzünden. Das kommt jedoch nicht so häufig vor. Entzündungen der Rachenmandeln sind ein Zeichen dafür, daß die Krankheitskeime den ersten Schutzwall des Körpers überwunden haben und nun einen ›großen Alarm‹ im Organismus auslösen. Fieber, Halsrötung, Mandelschwellung, Drüsenschwellung, allgemeines Krankheitsgefühl gehören zu diesem großen Alarm. Auch ohne Anwendung von Penicillin wird der Körper mit solchen Entzündungen gut fertig. Die Funktion der Mandeln wird nach Überwindung der Entzündung wieder voll hergestellt.

Anders verhält es sich mit der chronischen Entzündung. Hierbei setzen sich die Erreger in den Mandeln fest. Nur mühsam gelingt es der Abwehr, diese Erreger in Schach zu halten. Bei jeder kleinen Erkältung, die ja eine zusätzliche Anforderung an die Abwehrleistung der Mandeln stellt, flakkert die in den Mandeln dauernde Entzündung auf. Bei jeder dieser Entzündungen geht wertvolles Mandelgewebe verloren — bis schließlich die Mandeln nur noch eine einzige Ansammlung von Erregern und Geweberesten sind: die Mandeln sind vereitert. Wegen der engen Verbindung der Mandeln mit dem übrigen Körper kann es dann zu einer Herderkrankung kommen. Immer wieder werden Krankheitskeime oder deren Giftstoffe von den Mandeln aus in den Blutkreislauf eingeschwemmt, bis sich endlich fern vom Ursprungsort Krankheiten bilden. Vor allem sind das Herzentzündungen, Rheumatismus und Nervenentzündungen.

Soll man sich also die Mandeln entfernen lassen? Bei starken rheumatischen Schmerzen vielleicht, da ja die vereiterten Mandeln die Ursache des Rheumatismus sein können. Vielleicht nein — weil Rheuma und die anderen Herderkrankungen auch ganz andere Ursachen haben können. Aber da die Möglichkeit besteht, daß Herderkrankungen von vereiterten Mandeln ausgehen, können funktionsuntüchtige Mandeln auf jeden Fall ohne Schaden für den Kranken entfernt werden, da sie ihrer Abwehrpflicht sowieso nicht mehr nachkommen.

Der Körper verfügt nämlich noch über einen zweiten Abwehrring in der Schleimhaut von Mund und Nasenraum. Eingestreut in diese Schleimhaut liegen kleine Knötchen von gleichem Bau und gleicher Funktion wie die großen Mandeln. Diese ›Wachposten‹ übernehmen bei Verlust der Rachenmandel deren Aufgaben.

Woran merkt man denn eigentlich, daß man eine chronische Mandelentzündung mit sich herumträgt?

Häufige, fast periodisch wiederkehrende Halsschmerzen oder Anginen lassen eine Mandelvereiterung befürchten.

Wie bei allen chronischen Entzündungen gibt es auch bei der chronischen Mandelentzündung keine alarmierenden Zeichen. Fieber wird nur selten festgestellt. Dagegen besteht Neigung zu erhöhten Temperaturen. Der Hals ist empfindlich, bei jeder kleinen Erkältung tut der Rachen weh, und das Schlucken ist schmerzhaft. Die Halsdrüsen am Kieferwinkel sind leicht geschwollen und empfindlich. Man fühlt sich im ganzen nicht so recht auf dem Posten. Dabei müssen die Mandeln selbst nicht unbedingt vergrößert sein. Chronisch entzündete Mandeln können auch klein bleiben.

Gegenüber den möglichen Folgekrankheiten bedeutet die Entfernung der Mandeln nur einen winzigen Eingriff. Sollte man sich daher die Mandeln nicht vorsorglich entfernen lassen, selbst wenn sie noch funktionstüchtig sind? Der Organismus hat doch Mund und Rachen gegen Erregerkrankheiten doppelt gesichert.

Überflüssige Organe gibt es nicht. Eine intakte Mandel darf daher nicht entfernt werden. Chronisch vereiterte Mandeln allerdings sollte man sich auch dann entfernen lassen, wenn noch keine der gefürchteten Herderkrankungen besteht, weil sie in diesem Falle ein Ballast für den Organismus sind

Es ist selbstverständlich, daß sich der Arzt bei jedem Patienten aber genau überlegen muß, ob er zur Operation raten soll oder nicht. Denn die vorschnelle Operation der Rachenmandeln würde ebenso schaden wie das zu lange Zögern bei der Entfernung eines Organs, das ständig entzündet ist.



Schneeregen — jetzt muß die Abwehr des Körpers auf dem Posten sein.


№ 16
leicht
SENOUSSI
REEMTSMA
20 CIGARETTEN
SENOUSSI

DIE WÜSTENFÜCHSE

Fortsetzung von Seite 15



Foto: Klein

Werkstatt in der Wüste. Soldaten einer deutschen Instandsetzungskompanie am Amboß und mit Vorschlaghammer. Diese ›Handwerker des Krieges‹ waren im nachschubknappen Afrika so wichtig wie die kämpfende Truppe.

weil aus dem Rückzug Flucht geworden war?

Ach, dieses verfluchte Alamein!

Dieser verfluchte Führerbefehl!

Diese verfluchte Verzweiflung, die sich bei Mann und Feldmarschall einnistete, weil der Himmel schwarz war von britischen Bombern und die Wüste übersät von anrückenden britischen Panzern.

Gegen diesen Rückzug, der eher eine Flucht war, verliert der Glutsommer von Alamein sogar seine Schrecken — trotz seiner Millionen Fliegen, trotz Ruhr und Gelbsucht. Alamein war schlimm; aber Alamein lag auf der Straße des Sieges nach Kairo. Nun war Alamein verloren. War weit weg. Die weiße Moschee war außer Sicht. Die zahllosen Gräber blieben verlassen zurück. Wie hieß ein alter pathetischer Spruch? »Über Gräber vorwärts.« Jetzt ging es über Gräber rückwärts.

Die verlorene Armee

Militärische Rückzüge nach einer Niederlage sind immer fürchterlich, deprimierend, chaotisch. Die Angst und das Rette-sich-wer-kann löst alle Bande der Disziplin; und nichts ist erschütternder als eine Armee — Sinnbild der Disziplin — im disziplinlosen Zustand.

Als der 5. November anbrach, sah man die Panzerarmee Rommels durch die Wüste und an der Küste entlang jagen — nach Westen. Die Fuka-Stellung, 100 Kilometer hinter Alamein, war das Ziel. Aber was als Rettung gedacht war, wurde nur zur kurzen Episode. Montgomery stieß mit 200 Panzern gegen die desorganisierten deutsch-italienischen Verbände. Rommel sah sich gezwungen, weiter zum Rückzug zu blasen, wenn seine Armee nicht in Fuka noch das eben mühselig verhinderte Desaster von Alamein ereilen sollte.

Weiter.

Die britischen Flieger jagten Rommels Stab, der wohl durch den Funkbetrieb ausgemacht worden war. Ein Bombenteppich brauste herab. Rommel und sein Chef des Stabes, Westphal, konnten sich gerade noch in ein Deckungsloch fallen lassen.

Weiter.

Über verstopfte Straßen. Durch Minenfelder, vor denen sich die Fahrzeuge stauten. Unter heulenden Bombenteppichen weg.

Weiter.

Bald standen Rommels Soldaten wieder auf libyschem Boden. Blickten hinunter in die ägyptische Küstenebene, durch die sie vor mehr als vier Monaten nach Osten gejagt waren. Dem Nildelta entgegen. Auf englischen Beutewagen. Mit englischem Sprit und englischer Verpflegung, die sie in Tobruk erbeutet hatten. Jetzt lag Tobruk wieder hinter ihnen. Die Pioniere waren wieder das Schlußlicht des Afrikakorps. Sie sprengten die Serpentinen bei Derna. Spickten die an der Straße liegenden italienischen Kolonistenhäuser mit Minen. Und machten hinter der letzten deutschen oder italienischen Kolonne die Straßen durch die Cyrenaika unbefahrbar. Man sah die Sprengtrupps am Wegrande hocken;



Foto: Brit. War Museum

Wie ein ›Bohnerbesen‹ sieht das Minensuchgerät aus, mit dem ein englischer Pionier die Wüste durchsucht. Ist Metall im Boden, gibt das elektrische Gerät einen Summerton.

vorbei jagten, hasteten, ächzten die Veteranen von Tobruk, Sidi Rezegh und Alamein — Lkw, Kräder, Selbstfahrlafetten, wenige Panzer und noch weniger 8,8, die alte bewährte Feuerwehr Afrikas. Noch eine Zigarette. Die Kolonnen werden kleiner und dünner. Da kommt noch ein Trupp. »Noch was hinter euch?«

»Außer dem Tommy nichts!«

»Dann los«, befiehlt der Pionieroffizier. Mit arabischen Straßenarbeitern, die unter dem Befehl eines italienischen Unteroffiziers stehen, reißen die Pioniere die Straße auf. Dann kommt das übliche Geschäft: Tod im Schachbrettmuster. Aber sie haben sich neue Tricks ausgedacht, die Pioniere Rommels, die seit einigen Tagen unter dem Befehl des Generals Bülowius stehen; denn den alten Pionierführer Afrika, Oberst Hecker, hat nun auch die Gelbsucht und die Ruhr erwischt. Die neuen Tricks sind wieder psychologisch-teuflisch. Als wenn wirklich Minen in die Straße gebuddelt wären, sieht die erste Sperre aus: schachbrettartig sind zugeschüttete Löcher zu sehen. Fünf Meter weiter noch einmal. Und wieder fünf Meter weiter abermals. Aber in diesen Löchern liegen nur zusammengedrückte Konservendosen; dann und wann eine alte Tellermine ohne Zünder dazwischen. Wozu? Wir werden es gleich sehen.

Da kommt die englische Vorausabteilung. Der vorderste Spähwagen erkennt die Löcher. Man hält. »Minensucher nach vorn!« Tommy-Pioniere mit ihren modernsten Minensuchgeräten, die wie elektrische Bohnerbesen aussehen, gehen an die Arbeit. Streichen über die Straße. Der warnende elektrische Summerton verrät ihnen die Anwesenheit von Metall. Behutsam wird Loch um Loch aufgebuddelt. Was kommt heraus? Konservendosen — Konservendosen. »Damned — diese Germans sind anscheinend verrückt — oder sie haben keine Minen mehr und wollen uns mit Tricks aufhalten.« Bei der vierten Reihe Konservendosen wird den Tommys die Sache zu dumm: »Aufsitzen!« Sie brausen los. Und — nach 20 Meter fahren sie auf die richtige, fein getarnte Minensperre: Schreie und Tod. Nun macht die Kolonne wieder vor jedem Loch in der Straße halt. Nun buddeln sie wieder Konservendosen aus. Bis es ihnen wieder zu dumm wird. Und bis es wieder bumst. Radio Kairo aber berichtet: »Der Vormarsch der 8. Armee stößt auf geringen Widerstand, wird aber durch die teuflische Tätigkeit deutscher Pioniere behindert.«

*

Wie oft war der Kurierfahrer Oberjäger Karl Leiner für den Stab der Fallschirmjäger-Brigade Ramcke mit seinem VW die Kanisterpiste langgebraust bis hinunter zur Kattara-Senke. Hatte schnell einen Blick in den Küchenwagen zu Oberjäger Sablewski geworfen. Und geschnuppert: »Mensch, wieder Torte aus Keksen!« Und wenn Sablewski gute Laune hatte, erhielt Karl Leiner seine Portion. Papa Ramcke bekam schon noch genug von seiner Spezialität.

Wohin sind Anfang November diese Zeiten! Jetzt steht Karl Leiner mit einem halben Dutzend Fallschirmjägern, die die Engländer seit Kreta die grünen Teufel nennen, in einem Citroën bei Marsa Matruh vor einem Minenfeld, wo sich die Fahrzeuge zum unentwirrbaren Knäuel ballen. »Mensch«, sagt Karl Leiner, »wenn jetzt der Tommy kommt. Fahr los, Hahn, fahr los, wir werden schon durchkommen. Da liegt doch eine

Fortsetzung nächste Seite

DIE WÜSTENFÜCHSE

Fortsetzung von Seite 21

Spur.« Und der Obergefreite Gille balanciert auf der Spur voran, um den Citroën mit dem Fahrer Hahn richtig einzuwinken. Und sie kommen durch.

Glücklich, wer bei diesem Rückzug auf einem fahrbaren Untersatz sitzt. Unglücklich die Infanterie, die nur ihre Füße hat. Die lückenhafte Motorisierung der Panzerarmee wurde beim Rückzug aus Alamein zum eigentlichen Verhängnis. Die Frage für Rommel lautete: Die Infanterie ihrem Schicksal überlassen oder zu ihrer Rettung die Wagenparks der motorisierten Verbände überlasten und sie damit manövrier- und kampfunfähig machen? Da die italienischen Fußtruppen nicht zu retten waren, konnte Rommel natürlich nicht die deutschen Infanterie-Einheiten und selbst solche Spezialverbände, wie zum Beispiel die Fallschirmbrigade Ramcke, mit Sondereinsätzen von Fahrzeugen aus der Front ziehen — abgesehen davon, daß keine Fahrzeuge da waren.

Die grünen Teufel

»Wir werden Ramckes Fallschirmjäger abschreiben müssen«, hatte Rommel gesagt, als er die Meldung erhielt, daß das X. italienische Korps aus der Südfront der Alameinlinie beim Rückzug von britischen Kräften überrollt und gefangen war. Aber Rommel sollte sich irren.

Es ist ein alter und bis heute nicht geklärter Streitpunkt, ob Rommel den Fallschirmtruppen nicht doch hätte Fahrzeuge stellen müssen, um diese wichtige Spezialtruppe zu retten. Papa Ramcke war jedenfalls der Meinung und hatte sich bitter via Göring bei Hitler beklagt, daß das nicht geschehen war. Vielleicht war Rommels mangelnde Rücksicht zu beanstanden; aber die Akten des Oberstleutnant (Ing.) Dr. Müller weisen aus, daß Ramcke einen ganz beachtlichen Troß von Fahrzeugen zur Verfügung seiner Brigade hatte, womit mindestens ein Teil seiner Männer hätte abtransportiert werden können. Aber die Fahrzeuge waren mit Schreibtischen, Etappengerät, Nachschubgütern abgefahren und hatten nicht auf die Jäger von der Front gewartet. Die Bataillonskommandeure und Kompanieführer haben denn auch nicht schlecht geflucht;



Foto: Archiv

General Ramcke, Kommandeur der Fallschirmjägerbrigade bei Alamein.

aber aufgeben taten die Fallschirmjäger deshalb noch lange nicht. Die Bataillone traten am 3. November mit wenigen Kübelwagen und Krädern zum Fußmarsch an. Die Fallschirmjäger-Artillerieabteilung unter Major Fenski deckte den Abmarsch. Er schlug einen britischen Panzerstoß zusammen. Und ab ging es. Der Funkwagen der Brigade war ausgefallen. Die Wasserkolonne war nicht mehr angekommen. Die Feldküchen mußten mangels Zugmaschinen gesprengt werden. Jeder Mann hatte noch einen halben Liter Wasser. Für 100 Kilometer bis Fuka! Der alte Haudegen Major Burkhardt führte das Nachschubbataillon. Er enterte eine italienische Artillerie - Abteilung und brachte sein Bataillon auf diese Weise weit nach Westen. Glücklicher Burkhardt, alter, bewährter Kampfgruppen-Kommandant — aber genutzt hat es ihm nicht viel. Bald mußte er trotzdem ins Joch der Gefangenschaft. Weniger Glück hatte Major Fenski mit seiner Artillerie. Nach einem Gefecht mit britischen Panzern, bei dem er sich bis zur letzten Granate wehrte, schnappten ihn die Engländer. Dasselbe Schicksal ereilte die Fallschirmjäger-Pak-Kompanie des Oberleutnant Haseneder. Aber das Gros der Brigade entkam. Und nicht nur das: Weit vor Fuka wurde in der Nacht eine britische Transportkolonne ausgemacht. Mit Pistole und MP schlichen sich die Fallschirmjäger



Foto: Lohmeier

Fallschirmjäger mit einem Leichtgeschütz, einem 10,5 cm ›LG II‹. Dieses Geschütz war aus Leichtmetall und eine Kombination aus Kanone und Rakete. Im Vordergrund sieht man den Einstieg zum Gefechtsstand General Ramckes.



Foto: Seeger

In den Schützenlöchern vor Alamein, beim Ruweisat und in der Kattara-Senke, lagen Ramckes Fallschirmjäger, die noch in die Schlacht geworfen worden waren. Sie hatten keine schweren Waffen und fast keine Fahrzeuge.

in Kampftrupps an. Dann auf die Lkw, Tommys entwaffnet, den Fahrern die Pistole ins Kreuz: Los, go on, schnell! Ehe die britischen Begleitpanzer gemerkt hatten, was passierte, war die Kolonne davon. Eine Pak hielt die Panzer in Schach; und ehe die Tommys recht begriffen, was vor sich ging, waren die Fallschirmjäger schon auf den englischen Lastwagen davon.

Die Lkw hatten Sprit. Hatten Wasser. Hatten Konserven — vom Corned Beef bis zur Ananas. Hatten Zigaretten. Die ganze Versorgungskolonne einer Panzerabteilung hatten die grünen Teufel Ramckes geschnappt. »Was kommt denn da?« — fragte Rommel am nächsten Tag, dem 7. November, gegen 10 Uhr vormittags auf seinem Gefechtsstand an der Küstenstraße hinter Marsa Matruh den Oberst Westphal. Alles hob die Gläser an die Augen und blickte in Richtung Wüste, wo eine Staubwolke zu sehen war. Da brauste ein Kübelwagen heran, und mit einem ziemlichen Bart im verkrusteten Gesicht meldete — General Ramcke seine Brigade zur Stelle.

Rommel hatte allen Groll gegen Ramcke vergessen, als er die 600 Fallschirmjäger begrüßte. 350 Kilometer waren sie kämpfend durch die Wüste gekurvt. Ein kühnes Kapitel eines kühnen Haufens.

Es war nicht die einzige Odyssee.

Auch ein Doktor geht zu Fuß

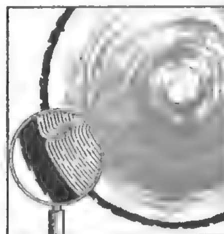
Der Sanitätsgefreite Dr. med. Otto Buchinger war wohl der prominenteste Sani in Rommels Panzerarmee. Ein Doktor und — nur Sanitätsgefreiter.

Dahinter stand eine aufregende Geschichte. Eine Geschichte, die einen düsteren Aspekt hat, die aber auch die Eigenwilligkeit zeigt, mit der Rommel und seine Armee sich über parteipolitische und ideologische Grundsätze hinwegsetzten.

Die britischen Bomber hatten schon zum drittenmal am Vormittag des 6. November den kleinen Flugplatz El-Quasaba-Haggag bei Fuka bombardiert. Drüben, hinter den Dünen, wehte die Flagge mit dem Roten Kreuz. Und einsam stand ein Mann und blickte gen Westen.

In unserem nächsten Heft: Helden mit Skalpell — Von Sanitätern und Ärzten im Wirbel des Rückzugs

Wir notieren



Die ältesten lebenden Bäume der Erde. Borstenkiefern, die älter als 4000 Jahre sind, entdeckte der amerikanische Botaniker Professor E. Schuhman in den ›Weißen Bergen‹ Kaliforniens. Sie sind die ältesten lebenden Bäume der Erde.

Bisher galten Mammutbäume von etwa 3200 Jahren als die ältesten Bäume. Das Alter von Bäumen erkennt man durch Auszählen der ›Jahresringe‹. Das Dickenwachstum eines Baumstammes erfolgt nämlich im Laufe des Jahres nicht gleichmäßig, sondern die im Frühjahr und Sommer gebildeten Zellen sind stets größer als die im Herbst entstandenen, so daß der Zuwachs jeden Jahres als ›Jahresring‹ deutlich zu erkennen ist. — Die uralten Kiefern entdeckte man erst jetzt, weil sie nicht, wie Mammutbäume, durch gewaltige Stämme auffallen. Da sie auf äußerst trockenen Standorten wachsen, sind ihre Jahresringe sehr schmal.

Künstliche Auslösung von Lawinen. Um Unglücksfälle durch Lawinen zu vermeiden, entwickelte das Institut für Schnee- und Lawinenforschung Weißfluhjoch-Davos (Schweiz) ein Verfahren zur künstlichen Auslösung von Lawinen. Man baut vor Eintritt der winterlichen Schneefälle in lawinengefährdeten Lagen Sprengkörper ein, die durch Zündleitungen zur Explosion gebracht werden können.

Bei diesem Verfahren kann man eine drohende Lawine zu einem vorgesehenen Zeitpunkt und unter Einhaltung aller Vorsichtsmaßnahmen auslösen.

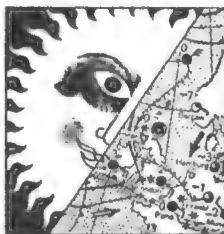


Ein fettabbauender Stoff aus Pferdeblut. Eine amerikanische Forschergruppe isolierte aus Pferdeblut eine hochwirksame Substanz, die übermäßige Fettreserven des Körpers abbaut. Kaninchen, denen man diese Substanz täglich einspritzte, verloren bald ihre Fettpolster, obwohl sie außergewöhnlich gut ernährt wurden. Bei 25 Menschen, die man mit diesem Stoff behandelte, zeigte sich die gleiche Wirkung.

Übermäßiges Fett setzt die Lebensaussichten des Menschen herab. Da es noch keine allgemein wirksame und zugleich schonende Behandlung der Fettsucht gibt, können diese Versuche große Bedeutung erlangen. — Die chemische Natur des fettabbauenden Stoffes ist noch nicht bekannt.

Vorgeschichtlicher Riesenaffe in China. Ein Bauer in der Provinz Kwantli (Südchina) fand in einer Höhle Knochenteile eines vorgeschichtlichen Riesenaffen, der 3,6 Meter groß gewesen ist. Er lebte vor 400 000 bis 600 000 Jahren und fraß, im Gegensatz zu den heutigen Affen, auch Fleisch.

Dieses furchteinflößende Tier lebte ungefähr gleichzeitig mit dem chinesischen Frühmenschen. — Auf die Ernährung des Affen schloß man aus der Art, wie seine Zähne abgenutzt sind.



Zusammenhang zwischen Sonnenflecken und milden Wintern. Der Frankfurter Meteorologe Dr. Dinies fand, daß in Mitteleuropa mit großer Wahrscheinlichkeit ein milder Winter zu erwarten ist, wenn die Zahl der Sonnenflecken in den Monaten Januar bis Juli des vorhergehenden Jahres abgenommen oder in den Monaten Juli bis November zugenommen hat. In 104 Jahren (von 1850 bis 1953) ist jeder dieser beiden Fälle 27mal eingetreten, und je 25mal ist der darauffolgende Winter milde gewesen. Der Schluß vom entgegengesetzten Verlauf der Sonnenfleckentätigkeit auf einen strengen Winter ist allerdings nicht möglich.

Bei starker Sonnenfleckentätigkeit dringt ein erhöhter Anteil von ultravioletter Strahlung in die Erdatmosphäre ein und wird von ihr zum größten Teil unter Erwärmung der Luft verschluckt. Die Meteorologen stellen sich vor, daß die Zunahme der Sonnenfleckentätigkeit von Juli bis November durch diese Erwärmung einen milden Winter bewirkt. Wie aber die abnehmende Sonnenfleckentätigkeit von Januar bis Juli, über so lange Zeit hinweg, zu einem milden Winter führt, ist noch rätselhaft.

Zeichnungen: Einicke

Der neue Hemingway-Film

Fortsetzung von Seite 17

hier, in Paris, begann Hemingway zu schreiben.

Bedeutsam für seinen schriftstellerischen Aufbruch war die Begegnung mit Gertrude Stein, einer Wahlpariserin aus Pennsylvania, die heute fast vergessen ist. Sie prägte das Wort von der ›verlorenen Generation‹, das Ernest Hemingway seinem ersten großen Roman ›Fiesta‹ als Motto voranstellte. Sie selber schrieb Sätze von gewollter Primitivität. Der französische Lyriker Apollinaire, der amerikanische Schriftsteller Sherwood Anderson, der Dramatiker Thornton Wilder gehörten zu ihrem Freundeskreis. Hemingway war ihr Lieblingsschüler. »Ich wollte schreiben lernen und begann mit den einfachsten Dingen.«

Deutsche und französische Zeitschriften druckten seine ersten Geschichten. Aber die Bücher ›In unserer Zeit‹ und ›Sturmfluten des Frühlings‹ fanden noch wenig Beachtung. Erst als 1926 ›Fiesta‹ erschien, wurde er mit einem Schlage berühmt. Die Hemingway-Ära begann.

1929 erschien ›In einem andern Land‹, für mich Hemingways stärkstes Buch. Es ist die Geschichte eines amerikanischen Leutnants an der italienischen Front des 1. Weltkrieges. Der dramatische Höhepunkt des Romans ist der 24. Oktober 1917. Das war der Tag der zwölften Isonzo-Schlacht, der Tag von Caporetto — österreichisch: Karfreit — der Tag, an dem die italienische Front zusammenbrach. »Draußen an der Flußböschung«, wird Leutnant Frederic Henry schwer verwundet. Er kommt ins Lazarett nach Mailand. Und er begegnet wieder Catherine, die dort als Rote-Kreuz-Schwester Dienst tut. Inmitten der Sinnlosigkeit des Krieges wächst ihre Liebe. Leutnant Henry desertiert. Er flieht mit Catherine, die ein Kind von ihm erwartet, in die Schweiz. Alles scheint gut zu werden. Da trifft das Schicksal wie ein feindliches Geschoß: Mutter und Kind sterben bei der Geburt. Nichts ist gut geworden, wohl aber alles sinnlos. »Nach einer Weile ging ich hinaus und verließ das Krankenhaus und ging im Regen ins Hotel zurück.«

Hemingways Bücher sind Balladen von Liebe und Tod. Zwei Themen, so alt wie die Dichtung der Menschen. Aber auch zwei Themen, die vor der wechselnden Kulisse eines jeden Jahrhunderts eine neue Auslegung erfahren. Unser Jahrhundert ist das zweier Weltkriege, unsere Stimmung trägt viel Resignation. Hemingway, Sohn des fortschrittsgläubigen Amerikas, ist von dem Pessimismus der Alten Welt erfüllt. Aus seinen Büchern klingt die Ahnung eines europäischen Caporetto. Aber in seinen Büchern keimt auch eine Zuversicht: Der Mensch kann seine Furcht bewältigen, wenn er nicht ausweicht, sondern sich ihr stellt. Wir haben eine Chance zu überleben. »Die Welt zerbricht jeden, und nachher sind viele an den zerbrochenen Stellen stark.«

Dieser männlichen Überzeugung entspricht Hemingways Sprache. Sie ist knapp, gespannt, von allen Reflektionen und Gefühlen gelöst, nur den Tatsachen, dem Ablauf der Handlung zugewandt. Sie gebraucht keine ›Zehn-Dollar-Worte‹. Sie lebt von der Alltagssprache. Hemingway fasziniert seinen Leser nicht durch das, was er sagt, sondern durch das, was er nicht sagt. Vieles steht zwischen den Zeilen.

Hemingways Bücher wurden Welterfolge. ›Tod am Nachmittag‹, ›Haben und Nichthaben‹, ›Wem die Stunde schlägt‹, ›Über den Fluß und in die Wälder‹, seine Kurzgeschichten-Bände, und schließlich ›Der alte Mann und das Meer‹, für das er 1954 den Nobelpreis erhielt.

Heute lebt Ernest Hemingway, nachdem er die Welt und ihre Abenteuer umrundet hat, auf seiner Farm Finca Vigia auf Kuba, 15 Kilometer von Havanna entfernt. Er lebt dort mit seiner vierten Frau, Mary, einer Time-Redakteurin aus London. Von Sonnenaufgang bis zum Mittag arbeitet er in seinem weißen Turm. Er schreibt nicht mehr als zwei bis dreihundert Worte am Tag. »Der Kern der Dinge ist immer einfach. Aber das Wort muß man haben. Oder man muß es suchen. Mit Qual und mit Arbeit suchen.«

An die Redaktion

Fortsetzung von Seite 4

Der Griff ins Weltall

Die künstlichen Erdtrabanten drängen uns die Frage auf, wie wird der Mensch reagieren, wenn jetzt für ihn Erlebniswirklichkeit wird, was er bisher nur als Theorie empfunden hat, nämlich das Kopernikanische Weltbild? Muß er sich nicht aus dem Mittelpunkt der Welt hinausgeschleudert vorkommen? Und wird dann nicht sogar für einen religiös Gefestigten seine Stellung zu Gott fragwürdig? Ich möchte die Frage verneinen, und zwar gestützt auf das naturwissenschaftliche Weltbild der letzten fünfzig Jahre, das von den wenigsten Zeitgenossen geistig verarbeitet worden ist, obwohl es durch so erregende Theorien wie Abstammungslehre, Quantenphysik und Relativitätstheorie grundlegend umgestaltet wurde. Viele halten dafür, daß die Männer der theoretischen und praktischen Naturwissenschaften auch heute noch im philosophischen Materialismus befangen seien. Das war um die Jahrhundertwende teilweise der Fall. Darwin, dessen inzwischen wohlbegründete Lehre den Hauptstoß dafür gegeben hatte, bildete eine rühmliche Ausnahme: Er blieb zeitlebens gläubiger Christ. Prüft man die Haltung unserer heutigen theoretischen Physiker, also der Erforscher eines Gebietes, dessen Grad an Exaktheit kaum von einer anderen Wissenschaft erreicht wird, dann zeigt sich, daß sie zumeist tief religiös, in vielen Fällen sogar betont christlich sind. Das mag daher kommen, daß der Forscher an den Grenzen des Begreifbaren aufhören muß, anschaulich zu denken und sich der Symbolsprache der Mathematik bedient. Das Letzte, was er greifen kann, sind Naturkonstanten, die er auf eine einzige Universalkonstante zurückzuführen bemüht ist. Dahinter beginnt das Reich des Irrationalen, des Unerforschbaren, des Absoluten, des Göttlichen oder wie man es nennen mag. Und wen sollte nicht das Unanschauliche und Unbegreifliche des durch Relativitätstheorie und nicht-euklidische Mathematik geformten Weltbildes mächtig ergreifen?

Dr. E. REGENBOGEN, Obermedizinalrat, Chefarzt der Medizin. Klinik Osnabrück

Mit dem winzigen kleinen Palomarspiegel sind wir ja eben erst an die Schwelle der Unendlichkeit getreten. Wer die Fotos gesehen hat, die dieser Spiegel von den zwei Milliarden Lichtjahre entfernten Milchstraßen liefert, der muß einsehen, daß es eine Unendlichkeit gibt, und daß unsere unvollkommene Technik uns bis jetzt eben die Anfänge zu erkennen erlaubt.

Hartmut MERLEKER, Wedel in Holstein

Daran glaube ich

Das Beste, was ich überhaupt bisher unter der Rubrik ›Daran glaube ich‹ gelesen habe, stammt von Lore Lorentz (Nr. 1). Ein ganz reales Denken spricht aus diesen Zeilen, wie wir es heute brauchen. Diese Frau verdient einen Orden.

Gerhard DIX, Wunsiedel

Weitere Leserbriefe siehe Seite 40

Ich war Spion in Moskau

VON BORIS MORROS

Es gibt wohl kaum einen Mann, der eine so ungeheuerliche Geschichte erzählen kann wie Boris Morros. Die Sowjets hielten ihn für ihren Agenten, aber er war Spion des amerikanischen FBI. Als einzige deutsche Zeitschrift veröffentlicht KRISTALL diese Geschichte.

Mit den höchsten Stellen des sowjetischen Geheimdienstes war Boris Morros während seines Moskau-Aufenthaltes im Frühjahr 1950 schon zusammengetroffen. Endlich empfing ihn auch Berijas Stellvertreter. Und der Hollywooder Filmproduzent und FBI-Agent Morros machte auf den GPU-Boß einen so vertrauenerwekkenden Eindruck, daß er ihn in wodkaseliger Stimmung persönlich ins Hotel fuhr und beim Abschied auf beide Wangen küßte. Das war die Salbung zum Agenten des Kreml. »Nun bist du drin«, sagten Morros' sowjetische Geheimdienst-Kumpane. Und er war drin. Er erfuhr gefährliche Geheimnisse über einen Atom-Spionagering in Amerikas Atomwirtschaft. Morros half dem FBI, den gefährlichen Atom-Gang knacken. Damit hatte er auch bei FBI seine Gesellenprüfung gemacht. Aber das Meisterstück stand dem Doppelagenten noch bevor. — Boß des sowjetischen Spionageringes in Amerika war bisher der seit dreißig Jahren bewährte Sowjet-Agent Jack Soble. Plötzlich schien dieser aber Geschmack am kapitalistischen Leben gewonnen zu haben. Den Sowjets war er ›unzuverlässig‹ geworden. Und Morros, seit Jahren mit Soble befreundet, kam in eine verhängnisvoll schwierige Lage.



Foto: Look PPR

Intelligenz und Weltgewandtheit befähigten Morros, zehn Jahre lang eine gefährliche Doppelrolle zu spielen.

Am 11. März 1952 teilte mir mein GPU-Verbindungsmann Jefimow mit: »Morros, Sie sind jetzt der Leiter unseres Spionageringes.« Als erstes erhielt ich den Auftrag, Soble dahin zu bringen, daß er zu einer Konferenz nach Moskau fährt.

Am 18. März 1952 gab ich Soble im Dominique-Restaurant in Paris eine entsprechende Anordnung. Er aber weigerte sich rundheraus, nach Moskau zu fahren. Ich nutzte sofort die Chance für den FBI und forderte von ihm eine schriftliche Erklärung, warum er dem Befehl nicht nachkommen wolle. Daraufhin ging er tatsächlich in den Waschraum und schrieb einige Zeilen an Alexander Korotkow, den Chef der GPU-Auslandsabteilung in Moskau. Unterzeichnet war der Brief mit ›Peter‹. Er schrieb, daß er und ›Ludmilla‹ (der Deckname für seine Frau) krank wären und daß ›unser Freund‹ (das war ich) genauere Einzelheiten über die Krankheit berichten würde. So lieferte er mir das erste schriftliche Beweisstück darüber, daß es eine Verbindung zwischen ihm, seiner Frau Myra und der GPU gab. »Versuchen Sie Beweise zu bekommen, wer jetzt in New York die Spionage-Operationen für die GPU leitet«, war die Weisung, die ich nun von der FBI erhielt. Ich verlangte daraufhin von Moskau einen Verbindungsmann in New York. Eines Tages war es dann auch soweit.

Am 28. März 1952 traf ich mich mit Jefimow in der Wiener Wohnung. Er gab mir die nötigen Anweisungen für die Zusammenkünfte mit meinem Verbindungsmann. Am ersten Dienstag eines jeden Monats sollte ich um 15 Uhr vor dem Haus Nr. 58 West 58th Street in New York stehen und unter meinem Arm ein Schallplattenalbum tragen mit den Schlagern der jeweils letzten erfolgreichen Musikrevue in New York. Der Verbindungsmann würde mich ansprechen.

»Haben Sie diese Schallplatten schon gehört?« Ich hatte dann zu sagen: »Nein, ich habe sie gerade im Liberty-Musikladen auf der Madison Avenue gekauft.« Worauf er antworten mußte: »Okay. Hören wir sie uns doch zusammen an, Djon.«

Der nächste erste Dienstag war gekommen, ich ging vor Nr. 58 West 58th Street auf und ab. Nichts passierte. Beim vierten Male wurde ich wütend und warf das ganze Schallplattenalbum durch eine offene Kellertür. Später stellte sich heraus, daß sowohl der FBI als auch die GPU dagewesen waren und mich beobachtet hatten.

»Ihr Verbindungsmann tauchte nicht auf, weil die Sache zu verdächtig aussah«, sagte mir Jefimow später. Dann machten wir einen neuen Treffpunkt am Simon-Bolivar-Denkmal in der Sixth Avenue beim Eingang zum Central-Park aus. Zu dieser Zeit waren die Sobles wieder in die Vereinigten Staaten zurückgekehrt. Am 15. Februar 1953 schrieb Jack Soble einen weiteren seitenlangen Bericht an den GPU-Chef Korotkow, in dem er seine Untätigkeit erklärte: Dieser Brief wurde in Deutsch und in Code geschrieben.

Am ersten Dienstag des folgenden Monats ging ich dann zum Simon-Bolivar-Denkmal.

›Iwan‹ entpuppte sich als Vassilj M. Molev, Beamter der sowjetischen Delegation bei den Vereinten Nationen. Als man Soble später verhaftete, wurde Molev von der US-Regierung zur ›persona non grata‹ erklärt und des Landes verwiesen.

Am 23. Mai 1953 erhielt ich einen Brief vom Chef der Auslandsabteilung der GPU in Moskau, Korotkow, den ich an Soble in New York weiterleiten sollte. Darin schrieb Korotkow, daß er vom Inhalt des Sobleschen Briefes mehr als überrascht sei und es nicht verstehen könne, daß die Verbindung in einem solchen Maße abbröckeln könnte. Er forderte Soble noch einmal auf, ihn entweder in Wien oder in der Schweiz zu treffen. Auch dieser Brief war für die US-Regierung unbezahlbar, weil er die direkte Verbindung von Soble zu einem sehr hohen Beamten in der GPU bewies.

Während der nächsten Monate schickte Soble über mich seine Codeantworten an Korotkow. Er berichtete darin von seiner ständigen Arbeit mit seinen Agenten. Er wäre dabei, eine neue Borstenfabrik in Kanada zu gründen. Aber immer hielt er Korotkow hin, wenn es um ein Treffen ging.

In der Zwischenzeit waren meine GPU-Verbindungsleute in Wien in



Foto: Seeliger

In der Lubjanka, dem Staatsgefängnis des Sowjetregimes und Amtssitz der GPU, arbeiteten Morros' Verbindungsleute. Hatten sie ihn durchschaut?

heller Aufregung und völlig durcheinander. Lawrenti Berija, Chef der sowjetischen Geheimpolizei, war verhaftet worden. Jefimow war der großen Reinigungswelle nach Berijas Sturz mit knapper Not entronnen. Aber er wußte auch nicht, was mit seinem Vorgänger Tscherniavski und dessen Frau passiert war.

Am 16. Juni 1954 war ich in Wien und wählte Jefimows GPU-Telefonnummer. Man sagte mir, ich solle um 11 Uhr zum Hintereingang des Burgtheaters kommen. Zu meinem Erstaunen sah ich Korotkow dort auf mich warten: den großen Boß, den ich nie bei einer routinemäßigen Zusammenkunft erwartet hätte. Korotkow begann gleich damit, über Soble zu sprechen.

»Soble ist ein echter Kommunist«, sagte er, »ein großartiger Arbeiter und ein selbstloser Kamerad. Ich kann seine augenblickliche Haltung einfach nicht verstehen. Nur die giftige Umgebung, in der er lebt — Radio, Fernsehen, die Presse und die ganze amerikanische Lebensweise — können eine solche Sinnesänderung bei ihm bewirkt haben. Mein Herz bricht, wenn ich an Soble denke. Aber sein Schicksal liegt jetzt in Ihrer Hand. Ich habe keine andere Wahl mehr. Ich befehle Ihnen: Liquidieren Sie ihn!«

Meine härteste Prüfung

27. Oktober 1954: Ein neuer GPU-Mann erwartet mich in Wien. Er war anders als seine Vorgänger — hart, zynisch und arrogant. Später stellte er sich als Vladimir Alexandrowitsch vor. Er riet mir, ich solle nach Moskau fahren und berichten, wie ich mit Soble verfahren wäre. Ich machte den Gegenvorschlag, daß Korotkow nach Wien kommen solle.

8. November 1954: Ich traf mich mit Korotkow in der üblichen Wiener Wohnung. Der Tisch bog sich unter Wodka und Kaviar. Korotkow selbst sah aus, als ob er Sorgen hätte. Ich bat ihn, sich die Sache mit Soble doch noch einmal zu überlegen. Soble sei jetzt gerade durch den Tod seiner Schwester sehr mitgenommen. Korotkow schüttelte nur den Kopf und sagte: »Wie konnte Soble nur so irren.«

Im Laufe der Unterhaltung schlug er vor, ich solle mit ihm nach Moskau fahren. Er bat sogar um meinen Paß. Den hatte ich nicht bei mir. Dann solle ich ihn beim nächsten Treffen mitbringen. Diese ganze seltsame Unsicherheit war mir bei Korotkow unverständlich.

16. November 1954: Ich traf mich um 6 Uhr mit Alexandrowitsch vorm Burgtheater. Meinen Paß hatte ich mitgebracht. Alexandrowitsch ging mit mir um mehrere Häuserblocks, bis wir zu einem Auto kamen, in dem ein mir fremder Mann saß. Er trug Zivil, schien aber ein Offizier zu sein. Wir fuhren zu einer Wohnung in der russischen Zone Wiens. Auch als wir die Wohnung betraten, schwieg der Fremde zunächst noch.

Dann starrte er mich an und sagte plötzlich:

»Es gibt keinen Alexander Mikhailovitch Korotkow mehr.«

Dies war der Anfang der härtesten Prüfung, die ich während meiner zehn Jahre als russischer Spion und FBI-Gegenspion zu bestehen hatte. Augenscheinlich waren alle meine früheren Verbindungsmänner — Korotkow, Jefimow und der Rest — liquidiert worden. Wenn ich früher in die Wohnung gekommen war, war es eine freundliche Zusammenkunft mit Wodka und Kaviar gewesen. Jetzt gab es nur einen kahlen Tisch und einen furchterregenden Mann — 1,85 groß, blond, etwa 40 Jahre alt — der mich nur anschrie. Ich fürchtete mich. Ich glaubte nicht mehr daran, dieses Zimmer jemals lebend wieder zu verlassen. Da schrie er mich an:

»Sind Sie bereit, für die Sache weiterzuarbeiten?«

Ich bejahte. Mit unbewegtem Gesicht, ohne das geringste Lächeln, stellte er sich als Mikhail Petrovitch vor. Dann griff er in seine Manteltasche und holte einen Bleistift und etwa 40 Blatt unbeschriebenes Papier hervor. Er befahl mir, alle Einzelheiten über mich selbst und vor allem über die Aufgaben, die mir Korotkow gestellt hatte, niederzuschreiben. Wenn er wiederkäme, sollte dieser Bericht fertig sein. Dann ging er. Nach ungefähr zwei Stunden kam er zurück. Als er sah, daß ich überhaupt nichts geschrieben hatte, schrie er mich wegen ungenügender Zusammenarbeit an. Dann setzte er sich und schrieb 20 Fragen auf, darunter: ›Wann haben Sie Korotkow zum erstenmal getroffen?‹ — ›Wer machte Sie miteinander bekannt?‹ — ›Was soll Ihrer Meinung nach in Zukunft mit Soble geschehen?‹ — ›Was ist Ihr Eindruck und Ihre Meinung über Vitaly Tscherniavski, Aphanassy Jefimow und alle anderen Verbindungsmänner?‹ — ›Wie leben Ihre engsten Familienangehörigen in Rußland?‹ und ›Warum arbeiten Sie für die sowjetische Sache?‹

»Ich bin von Moskau nach Wien gefahren, um Sie zu treffen; Sie werden diesen Raum nicht eher verlassen, bis Sie meine Fragen beantwortet haben«, schrie Petrovitch.

Die nächsten acht Stunden verbrachte ich mit Schreiben. Petrovitch diktierte die Fragen, nach längerer Diskussion schrieb ich dann die Antwort. Einige Male bekam er regelrechte Wutanfälle. Einmal ließ er Faust so hart auf den Tisch niedersausen, daß die Platte zersprang.

»Warum arbeiten Sie für die sowjetische Sache?« fragte er mich.

»Weil ich meinen in Rußland lebenden Verwandten helfen will«, antwortete ich. Dann kamen wir auf Marxismus, Leninismus und die Revolution zu sprechen. Ex-Komunisten wären weit gefährlicher als Reaktio-

Fortsetzung nächste Seite

Ich war Spion in Moskau

Fortsetzung von Seite 27

näre, sagte Petrovitch, »diesen früheren Kommunisten fehlt der Idealismus und die Überzeugung!«

»Das ist eine elementare Erkenntnis«, sagte ich ironisch. Er aber wurde so wütend, daß er meine Krawatte packte und mich beinahe erwürgte.

»Nichts ist elementar!« schrie er. »Auch Leben und Tod sind nicht elementar!«

Dann unterhielten wir uns über den Kapitalismus. Plötzlich packte er mich wieder und schob mich gegen die Wand. Ich sei ein Bourgeois, ein Bürgerlicher, schrie er, und ich könne nur weiterarbeiten, wenn ich bereit wäre, mein Leben ›der Sache‹ zu opfern.

Da brauste ich zum erstenmal auf. »Sie sitzen hier sicher in der russischen Zone, geschützt durch all Ihre Truppen«, schrie ich. »Aber jedesmal, wenn ich die russische Zone betrete, setze ich mein Leben aufs Spiel. Jeden Augenblick, da ich für die Sowjets arbeite, setze ich mein Leben für die Revolution ein.«



Foto: UP

Lawrenti Berija war Chef der GPU, als Boris Morros 1950 nach Moskau kam.

Mit diesem letzten verzweifelten Ausbruch gewann ich. »Solange Ihre Gründe revolutionäre Gründe sind, können Sie uns helfen«, sagte er. »Aber von jetzt an müssen Ihre Beweise aus Taten bestehen!«

Um 4 Uhr morgens trennten wir uns. Zehn endlose Stunden hatte dieses Treffen gedauert. Weiß im Gesicht und an allen Gliedern zitternd, ging ich nach Hause. Später gab ich meinen beiden FBI-Verbindungsmännern genauen Bericht. Obwohl mich jetzt die Furcht gepackt hatte, wollte ich weiter mit den Russen zusammenarbeiten.

*

Am 23. November 1954 traf ich mich zum zweitenmal mit dem unheimlichen Petrovitch. Er gab mir einen Katalog der Optikfirma Goerz in Wien. Wann immer ich Informationen für ihn hätte, sollte ich an die Firma schreiben und optische Instrumente bestellen. Einige Gegenstände in den Katalogen sollten als Codewörter dienen. Das Wort ›Minilux‹ z. B. hieß Jack Soble und ›Minigrand‹ stand für Informationen über Flugzeuge mit Überschallgeschwindigkeit. Als Absender sollte ich den Namen Paul Scott angeben. Briefe, die diesen Absender tragen, würden nicht an die Goerz-Firma gehen, sondern direkt an ihn weitergeleitet werden, sagte Petrovitch. Er würde mir unter dem Namen Carl Miller schreiben.

Dann gab er mir eine Liste von Spionageaufträgen. Eine hatte unbedingten Vorzug: Es ging um die Luftreibung bei den amerikanischen Düsenjägern. »Finden Sie unbedingt die chemische Formel für den Kunststoff heraus — wahrscheinlich Orlon und Perlon«, sagte er, »mit dem die Amerikaner die Luftreibung bekämpfen, wenn Luft bei Überschallgeschwindigkeit über die Flugzeuge streicht.«

Alle diese Einzelheiten gab ich an die FBI weiter. Dann fuhr ich in die Vereinigten Staaten, um mich mit verschiedenen Mitgliedern meines Spionageringes in Verbindung zu setzen. Jane Zlatovski fand ich in Los Angeles. Sie war in die USA gekommen, um ihre kranke Mutter zu besuchen. Wir trafen uns im Ambassador-Hotel, und ich brachte sie dazu, mit mir in mein Hotelzimmer zu kommen. Die beiden FBI-Agenten waren in Hörweite. Und sie plauderte.

Drei Stunden lang schüttete sie mir ihr Herz aus. Sie hätte Martha Dodd schon seit den Dreißigerjahren und die Sobles seit 1946 gekannt, sagte sie. Sie ließ durchblicken, daß sie einen Freund im State Department habe.

Am nächsten Tag fuhr ich nach Toronto, um Soble aufzusuchen. Ich

sagte ihm, daß ich seinetwegen nach Toronto gekommen wäre, um ihm zu sagen, daß er sofort nach Europa fahren müsse.

»Sie haben den Sowjets Informationen über trotzkistische Tätigkeit vorenthalten«, sagte ich. »Sie haben sie seit längerer Zeit sabotiert.« Dann spielte ich meine Trumpfkarte aus und ließ ihn wissen, was mit seinem alten und lieben Freund Korotkow geschehen war. Ich beschrieb ihm mein Treffen mit Petrovitch, dem neuen GPU-Mann und dessen Worte: »Es gibt keinen Alexander Korotkow mehr.«

Soble lachte hysterisch. »Sagen Sie ihnen von mir, daß sie zur Hölle fahren können«, rief er. »Sie sind nichts anderes als Schlächter, Sadisten und Tyrannen. Wenn sie mich erst einmal in Europa haben, komme ich nie lebendig zurück.« Jetzt habe ich ihn, dachte ich. Gerade wollte ich ihn dazu bringen, sich dem FBI anzuvertrauen, da setzte er noch einmal an: »Aber in ideologischer Hinsicht bin ich auf russischer Seite« sagte er. Da wußte ich: er war nicht zu retten.

Am 27. Februar 1955 setzte ich mich mit Jacob Albam, dem Sowjet-Agenten, der 1950 in die USA geschickt wurde, um Soble und mich zu unterstützen, in Verbindung. Der FBI gab mir nähere Einzelheiten über ihn und eine Liste all der Fragen, die er mir beantworten sollte. Am 28. Februar suchte er mich in meinem Zimmer im Barbizon-Plaza-Hotel in New York auf. Ich stellte mich ihm als der neue Chef im Namen des neuen sowjetischen Leiters der Geheimpolizei vor, der einen genauen Bericht über seine Tätigkeit wünschte.

»Belova, jetzt, da du zu mir gehörst...«, hatte ich die Unterhaltung begonnen. Das war der Codesatz, den er einmal vor Jahren erhalten hatte, damit ein etwaiger Nachfolger Sobles ihm sich mit diesem Satz auswies.

Ich ließ Albam einen Bericht über seine Spionagetätigkeit schreiben. Am 8. März 1955 brachte er ihn mir dann. Er war handgeschrieben und wurde in meiner Gegenwart mit Bleistift mit ›Belova‹, seinem sowjetischen Codenamen, unterzeichnet. Nachdem er gegangen war, gab ich den Bericht an den FBI weiter. Er sollte eines Tages das Hauptbeweisstück gegen Albam werden.

Im März 1955 fuhr ich wieder nach Wien. Inzwischen hatte die FBI Informationen über die Plastikstoffe in den Düsenjägern zusammengetragen, die ich in Code an die Goerz-Firma adressierte. Darin stand gerade genug, um die Russen zufriedenzustellen, ohne ihnen wirklich wichtige Geheimnisse anzuvertrauen. Dann wurde eine glaubhafte Geschichte für die Russen erfunden: »Ich habe einen Freund, einen General in der US-Luftwaffe«, würde ich sagen. »Auf einer Gesellschaft erfuhr ich, daß die Luftwaffe Orlon und Perlon in Düsenjägern nicht dazu benutzt, um die Luftreibung zu bekämpfen, sondern um das Platzen der Reifen zu verhindern, wenn das Flugzeug mit hoher Geschwindigkeit landet. Orlon und Perlon sind im Reifen eingewebt.

Was die Luftreibung betrifft, so werden andere, sogenannte ›harte Kunststoffe‹ in der transparenten Kuppel verwandt, die dem Piloten über den Kopf gestülpt wird. Sonst würde das Kuppelmaterial bei hohen Geschwindigkeiten Blasen werfen und die Sicht behindern.«

Der FBI wußte genau, daß die Russen sich schon lange mit diesen beiden Problemen herumschlugen. Offensichtlich hatte Petrovitch sie beide durcheinandergebracht, als er mir meinen Auftrag gab. Er dachte, daß man Orlon und Perlon in den Kuppeln, nicht in den Reifen, verwenden würde. Die mir vom FBI diktierte Antwort bügelte seinen Fehler wieder aus und machte mich in seinen Augen zum Genie. Als wir uns am 6. April 1955 in Wien trafen, küßte mich Petrovitch auf beide Wangen. Ich hätte sein Leben gerettet, sagte er.

6. April 1955: Petrovitch erteilte mir zwei neue Aufgaben. Ich sollte die

Fortsetzung Seite 37

100 Jahre Wunder in Lourdes

VON DR. URSULA MENCK · FOTOS: ERICH ANDRES



Die Grotte von Lourdes. 50 Millionen haben hier in hundert Jahren gebetet.

Dein Benehmen an der Grotte ist ein Skandal. Du bringst die Leute in Aufruhr. Versprichst du mir, nicht mehr nach Massabielle zu gehen?«

Es ist der 21. Februar 1858. Vor dem kaiserlichen Staatsanwalt in Lourdes steht ein vierzehnjähriges Mädchen: Bernadette Soubirous. Ein einfältiges Kind mit schönen Augen. Dieses Kind behauptet, vor der Grotte von Massabielle eine ›weiße Dame‹ gesehen zu haben. Auf einer goldenen Wolke schwebte sie aus einer Felsspalte. Eine Sinnestäuschung, Überreizung der Nerven, denkt Herr Dutour. Vielleicht sogar Betrug!

Auf dem Markt in Lourdes beginnen die Leute darüber zu reden. Kennt ihr nicht die Geschichte von Maximin und Mélanie aus dem Dorf La Salette? Es ist zehn Jahre her. Auch ihnen ist eine weiße Dame erschienen. Auch bei ihnen sprach man von Betrug. Ein paar Jahre später baute man eine Wallfahrtskirche. Wunder sind geschehen. Vielleicht geschehen sie auch in Lourdes?

Ein paar hundert Menschen haben an diesem 21. Februar das Kind begleitet. Herr Dutour ist erregt. Er droht Bernadette mit der Polizei, mit Verhören. Aber Bernadette hat keine Furcht. Sie spricht wie Johanna aus Domrémy, die in den Flammen verbrannte, spricht überzeugt, einfach, ohne Lüge. »Herr Dutour«, sagt sie, »ich verspreche es nicht.«

»Ist das dein letztes Wort?«

»Ja.« Wie kann sie etwas anderes sagen? Die weiße Dame hat sie gebeten, 14 Tage lang wiederzukommen.

»Hinaus mit dir!« Dann versucht es Herr Jacomet, der Polizeikommissar. »Diese Komödie muß aufhören«, sagt er. Und droht mit Gefängnis.

»Um so besser«, sagt sie, »mein Vater spart dann Geld, und im Gefängnis werden Sie mich den Katechismus lehren.«

Es gibt kein Gesetz, das verbietet zu beten, wo man möchte, und sei es vor einem Felsspalt. Bernadette geht nach Hause, in das ärmlichste Zimmer des armseligsten Hauses, wo sie mit den Eltern und drei Geschwistern lebt. Sie klappert auf ihren Holzschuhen nach Massabielle. Wie an jenem ersten Tag, da die weiße Dame ihr zulächelte. Wie am 11. Februar.

Es ist der Tag, an dem jenes Lourdes seinen Anfang nahm, dessen hundertjähriges Bestehen in diesem Jahr in aller Welt gefeiert wird. Jenes Lourdes, zu dem seither fast eine halbe Milliarde Menschen gepilgert sind, wo Tausende sich plötzlich gesund fühlten. Es ist der Beginn jenes Lourdes, das den Spötter Voltaire und seine angebetete Vernunft in die Schranken wies und Maria auf den Thron erhob. Es ist der Protest der Menschen gegen den Verstand, der



»Man verkauft mich für 2 Sous«, sagte Bernadette, »mehr bin ich nicht wert.« Schon zu ihren Lebzeiten wurde ihr Foto verkauft. Wer Lourdes besucht hat, vergißt ihr Gesicht nicht mehr. Es gibt überall Denkmäler von ihr. Es gibt Tausende von Plastiken und Bildern. Sie war nur 1,50 groß und litt an Asthma. Mit 35 Jahren starb sie, die Quelle von Lourdes hat sie nicht geheilt.

Wird einer von ihnen aufstehen und gehen? Sie alle beten darum. In der Grotte von Lourdes hängen die Krücken vieler, die nach dem Bad in dem Wunderwasser gesund wurden. 1957 wurden 34 000 Kranke in den Spitälern von Lourdes beherbergt, umsorgt von Tausenden. Und das ist das eigentliche Wunder von Lourdes: Über dem Leid der anderen vergessen sich die Kranken, sie finden Trost und Hoffnung und kommen immer wieder.



alles weiß, alles zerlegt, an allem zweifelt, wie es einst der Edelmann Descartes befahl, unter dessen Zeichen dieses aufgeklärteste 19. Jahrhundert im damals aufgeklärtesten Land der Welt steht. Es ist wie eine Flucht vor dem Rausch der Naturwissenschaften, die ungeheure Entdeckungen bringen, aber nicht Glück und nicht Frieden.

An jenem 11. Februar scheint die Sonne über die Felsen von Massabielle. Die Glocken läuten ihr mittägliches ›Angelus‹. Durch den frostigklaren Tag gehen drei Kinder, um Holz zu sammeln: Bernadette, die älteste, Schwester Toinette und Freundin Jeanne. Draußen, wo der Gave fließt und die Grotte gähnt, geschieht es: »Diese Frömmlerin«, ruft Jeanne. Denn totenblaß kniet Bernadette vor der Grotte. »Immer nur beten. Und wer sammelt das Holz? Wir!«

Aber Bernadette ist schon wieder bei ihnen. »Habt ihr nichts gesehen?«

»Nichts. Und du?« — »Ach, nichts!«

Aber dieses Nichts erfüllt sie so, daß sie der Schwester davon spricht. Ein großes Getöse war um sie. Ein Strauch in einem Felsspalt winkte. Ein ›kleines Fräulein‹ trat heraus, mit goldenen Rosen auf nackten Füßen.

Mutter Soubirous weint: Haben wir nicht schon genug Unglück? Es wird ein weißer Felsen gewesen sein! Die Kinder in der Schule der Schwestern von Nevers spotten. »Lügnerin!« sagt die Apothekerstochter und gibt ihr eine Ohrfeige. Die Schwestern trösten: »Du hast das alles geträumt!« Geträumt? Zola, der französische Schriftsteller, urteilt noch härter: Visionen, von einem Katechismus-Lehrer suggeriert.

Achtzehnmal — so steht es geschrieben — begegnet Bernadette die ›weiße Dame‹. Bis zum 16. Juli.

»Eine Dame kann nicht aus einem Loch kommen«, sagt Pfarrer Peyramale zornig.

Und die Dame? Bernadette weiß nicht einmal, wer sie ist. »Bete für die Sünder«, sagt die Dame.

»Buße! Buße! Buße! Du mußt die Erde für die Sünder küssen.«

»Sie sollen hier eine Kapelle bauen und in Prozessionen kommen«, sagt die Dame. Dann gibt sie sich zu erkennen: »Ich bin die Unbefleckte Empfängnis.« Bernadette hat Mühe, diese Worte zu behalten. Zwar hat am 8. Dezember 1854 Papst Pius IX. in Rom feierlich das Dogma von der Unbefleckten Empfängnis verkündet. Aber hat sie davon gehört?

»Trink und wasch dich in der Quelle«, sagt die Dame und zeigt in die Grotte. Von einer Quelle war nichts bekannt. Doch als Bernadette mit den Händen in der Erde gräbt, sprudelt Wasser empor. Nach Wochen sind es 100 000 Liter täglich. Und dann geschieht etwas, das die Leute ein Wunder nennen — die Kirche erkennt es allerdings nicht an. Es geschieht am 27. Februar. Ein Stein-



brucharbeiter, der durch eine Explosion an den Augen verletzt wurde und rechts kaum sehen kann — andere sagen, er war blind —, wäscht sich mit dem Wasser und kann wieder sehen. Er läuft zu seinem Arzt, Dr. Dozous: »Ich bin geheilt!«

›Aber das ist unmöglich, was ich dir verschrieben habe, kann dich nicht heilen.«

»Aber nein, Herr Doktor, nicht Sie haben mich geheilt, sondern das Quellwasser der Bernadette.«

›Ach so«, sagt der Doktor. »Daran glaube ich nicht.« Diese Geschichte spricht sich natürlich herum. Der Pfarrer verbietet, zur Quelle zu gehen. Die Behörden verbieten, Wasser zu entnehmen, errichten Barrikaden. Sie versuchen, Bernadette in eine Heilanstalt zu stecken. Aber da stellt sich der Pfarrer vor das Kind.

Den Bericht über die erste Heilung schrieb Dr. Dozous. Er schrieb auch den zweiten: Eine Mutter taucht ihren 18 Monate alten, sterbenden Sohn, der an Knochenerweichung und fiebriger Auszehrung leidet, in das Wasser. Und Ludwig Bouhohorts — so heißt der Knabe —, der sich nie bewegt hat, kann am nächsten Tage laufen.

Bernadette bleibt ein bescheidenes Kind. »Diese Strohköpfe«, sagt sie, wenn die Frauen sie zu berühren suchen. Ihre Familie bleibt arm, während andere mit dem Wunder zu spekulieren beginnen. Ein Mann der Stadtverwaltung zum Beispiel möchte Lourdes zu einem großen Heilbad machen. Aber seine Hoffnungen zerrinnen. Das Wasser wird untersucht. Es ist ganz gewöhnliches Quellwasser. Später wird man feststellen, daß es auch nicht radioaktiv ist. Auch Dr. Dozous, der ›aufgeklärte‹ Arzt, spielt eine Rolle. Zwar nennt er Bernadette eine Spitzbübin, aber der Verkauf von Heilwasser hat ihn schon vor Jahren interessiert. Schließlich bekehrt er sich, so heißt es. Er beschreibt die ersten Wunderheilungen. Er behauptet, er habe die Quelle eigentlich entdeckt. Und als die Kirche das Land von dem Eigentümer erwirbt, verlangt er sogar Prozente.

Wie der Anfang auch war, die Menschen stehen hinter Bernadette,

Dies ist das Herz von Lourdes, des berühmten Marienwallfahrtsorts am Fuße der Pyrenäen. Hier, am Ufer des Gave, erschien Bernadette die ›weiße Dame‹. Hier entsprang die wunderbare Quelle. Über der Erscheinungsgrotte erhebt sich die gotische Basilika der Unbefleckten Empfängnis, davor die im byzantinischen Stil gebaute Rosenkranz-Kirche. Lourdes, dessen Einwohnerzahl sich seit 1858 auf 14 000 verdoppelt hat, ist eine Stadt der Kirchen, Hotels und Spitäler. Im ›Lied der Bernadette‹ hat Werfel sie besungen, zum Dank, daß er im Kriege rechtzeitig Frankreich verlassen konnte.

Das Licht des Glaubens ging mit Bernadette über Lourdes auf. Zum Dank zünden die Pilger abends Kerzen an und sammeln sich zur Lichterprozession. Vieltausendfältig erklingt das Ave Maria.

vor allem die Frauen. Am 2. Oktober befiehlt Napoleon — sehr widerwillig und auf den Druck der Kaiserin Eugénie —, daß der Zutritt zur Grotte freizugeben und der Genuß des Quellwassers zu gestatten sei.

Die Kirche verhält sich immer noch abwartend. Zwölf Tage nach der letzten Erscheinung ernennt der Bischof von Tarbes eine Kommission. Erst vier Jahre später entscheidet diese: Die Jungfrau Maria habe sich dem Kinde Bernadette gezeigt. Die Gläubigen seien berechtigt, diese Erscheinung für wahr zu halten.

Bernadette verbirgt sich im Kloster zu Nevers, von Asthma geplagt, von dem sie weder ein Arzt noch die Mutter Gottes befreit. »Zu nichts nutze«, wie ihre Oberin sagt. Dort stirbt sie, erst 35 Jahre alt. 1933 wird sie in Rom heiliggesprochen. Einer der Ehrengäste ist ein 77jähriger Mann, jener Ludwig Bouhohorts, der als Kind durch ihre Quelle geheilt wurde.

Die Ärzte sind ablehnend. Sie sprechen von Halluzinationen, von falscher Diagnose, Hysterie, Autosuggestion. 1885 wird in Lourdes ein Ärztebüro eingerichtet, das die Heilungen prüft. Sieben Jahre später kommen bereits 150 Mediziner, um die dort untersuchten Fälle zu studieren. 1951 sind es 1500. Sie kommen zur Hälfte aus Frankreich, zur anderen Hälfte aus aller Welt. Sie gehören allen Konfessionen an.

Seit den ersten Heilungen strömen die Menschen nach Lourdes. 1872 sind es 50 000; 1930 eine halbe Million; 1949 viermal soviel. 1954 steigt die Zahl auf 3,5 Millionen. In diesem Jahr rechnet man mit 8 Millionen.

Es beginnt ein Kreuzzug der Kranken. Zu Zehntausenden kommen sie jedes Jahr, schwer von Hoffnung. Über 4000 wurden hier gesund oder gebessert — so steht es in den Akten des Ärztebüros von Lourdes. Blinde wurden sehend, Lahme warfen die Krücken fort, wie es in der Bibel heißt. Wunden schlossen sich. Die Kirche hat nur 54 als Wunderheilungen anerkannt. Von dem Ärztebüro in Lourdes verlangt sie ›unanfechtbare medizinische Beobachtungen‹, eine Ärztekommission in Paris muß diese Ergebnisse bestätigen. Dann erst entscheidet eine kanonische Kommission, ob es sich um ein Wunder handelt, das heißt, ob die Heilung sich völlig außerhalb der biologischen Gesetze vollzogen hat. Vorbedingung für eine Wunderheilung ist, daß die Krankheit schwer und unheilbar gewesen ist, daß die Heilung ganz plötzlich auftrat, daß sie vollkommen ist und kein Rückfall eintritt.

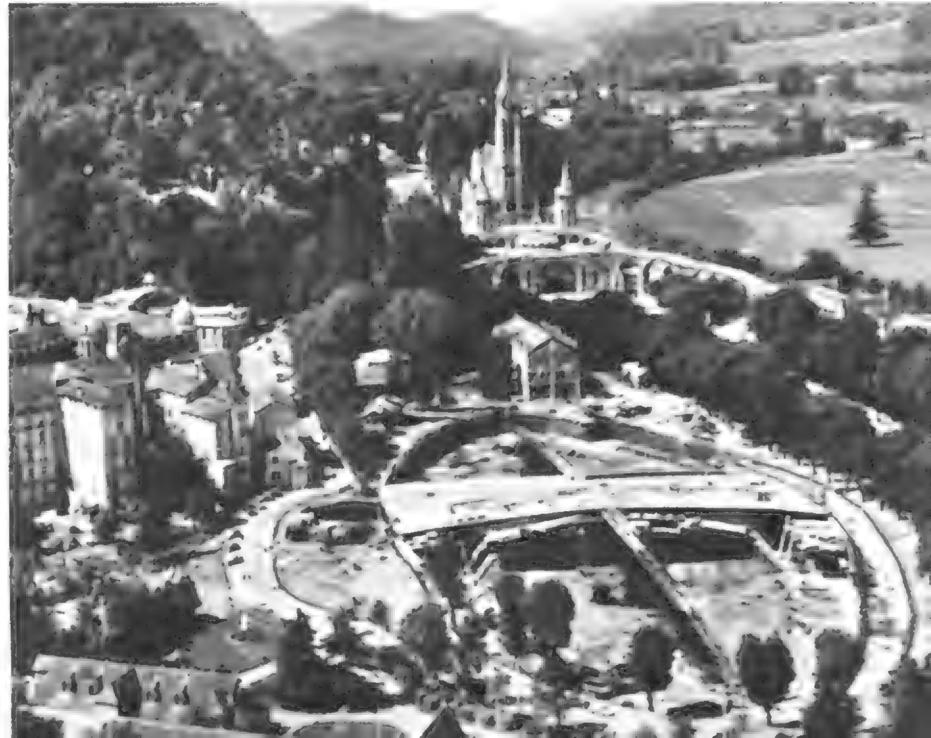
So ist als Wunder anerkannt die Heilung des kleinen Francis Pascal. Infolge einer Gehirnhautentzündung war der vierjährige Junge an Armen und Beinen gelähmt und vollständig blind. 1938 brachte die Mutter ihn nach Lourdes. Nach dem ersten Bad wurde sein kranker Körper von Krämpfen geschüttelt — eine Erschütterung, die viele Geheilte erleben. Nach dem zweiten Bad konnte er wieder sehen. Als er wieder daheim war, konnte er Arme und Beine bewegen. Nach dem Krieg wurde er in Lourdes erneut untersucht. Die Ärzte bestätigten, daß »seine Heilung vom menschlichen Gesichtspunkt unerklärlich ist, daß sie ohne Anwendung von Arzneimitteln erfolgte, daß sie sich den Naturgesetzen entzieht«.

Zuweilen vergehen die funktionellen Störungen, bevor der organische Schaden geheilt ist. Zum Beispiel bei Gérard Baillie. Mit zwei Jahren erkrankte er an beiderseitiger Entzündung der Ader- und Netzhaut des Auges. Erreicht die Zerstörung den Sehhügel, Ausgangspunkt des Sehnervs in der Netzhaut, so stirbt diese ab, Blindheit ist die Folge. Gérard war mit zweieinhalb Jahren blind. Als Vierjähriger kam er nach Lourdes,



Links: »Trink von der Quelle«, sagte die weiße Dame zu Bernadette. Vor hundert Jahren wurden hier die ersten Kranken geheilt. Seither ist die Grotte umlagert. Ein Reservoir hinter der Quellmauer mit 50 000 Liter spendet Wasser aus zwölf Hähnen. Aus aller Welt kommen Kranke, um in dem 12 bis 13 Grad kalten Wasser zu baden. Viele wurden hier gesund. Dabei handelt es sich nur um ganz gewöhnliches Quellwasser.

Rechts: Die größte Kirche Frankreichs wird in Lourdes gebaut. Im März wird sie als Basilika Pius X eingeweiht. 20 000 Gläubige finden in dieser unterirdischen Kirche Platz, die weder Glockenturm noch Fassaden hat. Wie ein riesiges Weizenkorn wird sie unter einer grünen Fläche ruhen. Man möchte das klassische Bild Lourdes' nicht zerstören. Nur 500 Beter faßt die Basilika der Unbefleckten Empfängnis (1864), 3000 die Rosenkranzkirche (1880/89).



plötzlich konnte er wieder sehen. Der Augenarzt, der ihn untersuchte, sagte: »Dieses Kind kann und sollte eigentlich nicht sehen.« Organisch waren seine Augen noch krank. Zwei Jahre darauf aber (1948) stellte ein Arzt fest: Die Augen sind gesund. Eine solche Heilung habe ich noch nicht erlebt.

Welche Krankheiten wurden früher geheilt? Eine Liste bis zum Jahr 1917 gibt an: 842 Tb-Kranke, Verdauungskrankheiten: 694, Gehirnleiden: 530, Gelenkleiden: 206, Rheuma: 170, Atmungsorgane: 142, Knochenmark: 143, Knochenleiden: 155, Geschwülste: 119, Kreislaufstörungen: 106, Harnkrankheiten: 69, Blinde, Stumme, Taube: 111, Offene Wunden: 54, Hautleiden: 42, Krebs: 22.

Während die Zahl der Pilger zunimmt, nimmt die Zahl der Geheilten ab. Bis zum ersten Weltkrieg zählte man jährlich 103 bis 236, bis zum zweiten nur noch zehn. Von 1939 bis 1949 werden 15 Heilungen genannt. Mit dem Fortschritt der Medizin, sagen die Kritiker, werden es weniger. Die Gebete sind weniger wirksam, sagen die Gläubigen.

Welche Krankheiten werden heute geheilt? 1957 berichtet der Engländer John de Borse Day über seine wunderbare Genesung von Lungenkrebs.

Norbert Oppenheimer, an Multipler Sklerose erkrankt und blind, kann plötzlich sehen (1956).

Aloisia Jakob, an Multipler Sklerose leidend, von der Hüfte an gelähmt, kann wieder gehen (1956).

Traute Fulda, an chronischer Nebennierenschwäche leidend, von den Ärzten aufgegeben, wird gesund (1950).

Jeanne Frétel, todkrank an tuberkulöser Bauchfellentzündung, steht auf und ist gesund (1948).

»Es ist ein Wunder«, sagen die Gläubigen.

»Es gibt keine Wunder«, sagen die Forscher. Es ist etwas, das außerhalb unserer Erfahrung liegt. Auch die Sonnenfinsternis hielt man einst für übernatürlich. Man sollte mehr Gelder bereitstellen, um diese außergewöhnlichen Heilungen zu studieren. Sie geschehen ja nicht nur in Lourdes. Man kennt sie in allen Religionen, und seit Jahrtausenden.

Es ist das außergewöhnliche Klima in Lourdes, der Glaube, die Macht des Gebets, sagt Alexis Carrel, der große Physiologe und Chemiker.

Der Körper ist keine Maschine, wie einst Descartes lehrte. Er ist eine Harmonie von Leib und Seele. Nicht Penicillin allein kann helfen. Die Hoffnung auf Heilung muß in die Seele gepflanzt werden. Dann kann der Körper gesunden. Und ist nicht jede Heilung auch ein Wunder?

In Lourdes ereignet sich dieses Wunder in bewegendem Ausmaße. Den tiefsten Grund dafür muß jeder für sich selber finden, nachdem er die unbestreitbaren Tatsachen zur Kenntnis genommen und geprüft hat.



Seit Bernadette ihre geweihte Kerze in der Grotte entzündete, brennt hier das Licht. Fast einen Zentner wiegen einige Kerzen. Über Frankreichs Straßen trägt man sie heran. Oder man kauft sie in Lourdes. Sie kosten eine bis hundert Mark. Jeden Tag werden vor der Statue Marias, die nach Bernadette so wenig der weißen Dame ähnelt, $1\frac{1}{2}$ Tonnen Kerzen verbrannt.

Hauptstadt des Gebets hat man Lourdes genannt. Jeden Nachmittag feiert die Stadt Fronleichnam. Während das Allerheiligste von der Grotte durch die Stadt getragen wird, warten zu beiden Seiten des Rosenkranzplatzes Kranke auf ihren Bahren. Von der Kuppel der Rosenkranz-Kirche wurde dieses Bild gemacht. 100 000 Menschen können auf dem Platz sich versammeln. Am Rosenkranzfest geleiten Dominikanerpatres den Kreuzzug der Kranken — aus den Bahren wird dann ein ›Kreuz des Schmerzes‹ auf dem Platz gebildet.



Foto: Gerster

FLIEGENDE UNTERTASSEN ALS MODERNER MYTHOS

Der in Küsnacht am Zürcher See lebende Pionier der modernen Seelenforschung C. G. (Carl Gustav) Jung war von den seelischen Begleiterscheinungen der Fliegenden-Untertassen-Epidemie derart beeindruckt, daß er ihr sein neues Buch ›Ein moderner Mythos‹ widmet. Er faßt die gesichteten Erscheinungen als visionäres Gerücht auf und analysiert dessen Figuren nach der von ihm erarbeiteten Traumdeutung. Der 82jährige ›große alte Mann der Psychologie‹, der den Sprachgebrauch um Begriffe wie ›introvertiert / extravertiert‹, ›kollektives Unbewußtes‹ erweitert hat, spricht voll zorniger Weisheit über die seelische Not des modernen Menschen. Jung sieht ihn in Gefahr, sich selber, d. h. die in seiner Tiefenseele angelegte ›Ganzheit‹ zu verfehlen.

SONNEN-ABERGLAUBE?

Ein ›Tagebuch der Sonne‹ will der Freiburger Professor Karl Otto Kiepenheuer herausgeben. Der 48jährige Wissenschaftler ist zum Leiter eines Sonnenforscher-Teams gewählt worden, dem bedeutende Astronomen aus der ganzen Welt angehören. Im Sonnentagebuch werden die Sonnenflecken und die Atomexplosionen auf der Sonne registriert. Kiepenheuer will nachweisen, daß sie weder für Kriege noch für eine Zunahme an Verbrechen oder Erkrankungen verantwortlich sind. Wenn seine Forschung und seine drei Kinder ihm Zeit lassen, spielt Professor Kiepenheuer Flöte.

Foto: AP





WAGEN, DER DIE WELT BEDEUTET

Der Schauspieler Oskar Werner ist heute 34 Jahre alt. Sein Traum: mit eigenem Ensemble jeweils eine Woche in einer Stadt vollendetes Theater zeigen. Seine vorläufige Wirklichkeit: Star der Wanderbühne ›Der grüne Wagen‹, mit der er zur Zeit als ›Hamlet‹ durch Deutschland reist. (Auf unserm Bild mit G. Kückelmann als Ophelia.) Der Wiener Realschüler, dem heute eine ›theaterbesessene‹ Welt zu Füßen liegt, fiel 17jährig durchs Abitur. Der Film schob ihn als völlig unbegabt ab. Da packte ihn der Ehrgeiz: Nach drei Monaten Schauspielunterricht eroberte er das Burgtheater. Aber er spielt nur, wenn es um Leistung geht.

Foto: du Vinage

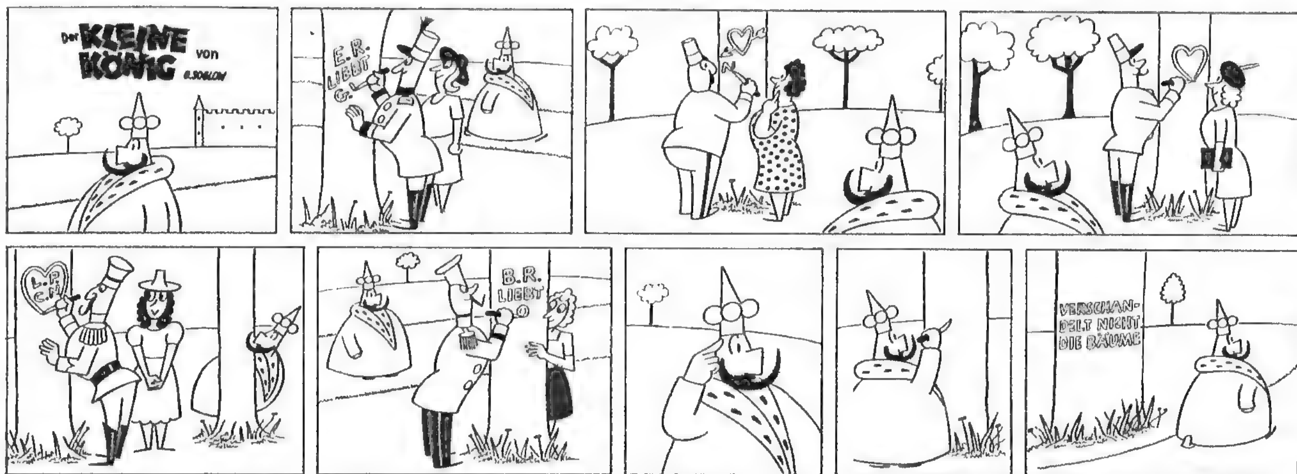
Ich war Spion in Moskau

Fortsetzung von Seite 29

genaue chemische Herstellungsformel sowohl für Orlon als auch für Perlon und für die harten Plastikstoffe herausbekommen. Dann forderte er mein Scheckbuch. Er nahm vier Blankoschecks und bat um meine Unterschrift, weil er ›ab und zu mal jemanden mit sauberem‹ Geld bezahlen müsse, das man nicht bis in die Sowjetunion zurückverfolgen könne.

Am 29. Mai 1956 war ich wieder in New York und traf mich mit Jack Soble. Seine Bürstenfabrik in Kanada hatte Pleite gemacht, und er war wieder nach New York gegangen. Er war ganz verzweifelt: »Erinnern Sie sich noch an die Trotzki-Informationen, um die Sie mich baten«, sagte er. »Die habe ich mit einem anderen Sowjetagenten zusammengetragen. Man hat ihn gegriffen und durch den FBI verhören lassen. Er weiß alles über mich. Ich muß sehen, daß ich dieses Land verlasse. Bitte sagen Sie den Sowjets, sie sollen mich hier herausholen und mir den falschen Paß geben, den Sie mir voriges Jahr versprochen hatten. Ich habe Spanisch gelernt und könnte in jeder russischen Botschaft in Südamerika arbeiten. Ich werde ihnen auch alles über die Trotzki-Bewegung sagen.« Dann gab er mir 50 bis 60 Briefseiten, in denen er die Russen bat, ihm zu verzeihen und ihn wieder aufzunehmen.

Im Oktober 1956 fuhr ich nach Wien zurück. Diesmal ohne die Agenten der US-Regierung. Inzwischen hatte Österreich seine Unabhängigkeit erhalten. Die GPU-Nummer meldete sich nicht. Ich entschloß mich, den Stier bei den Hörnern zu packen und ging geradewegs zur Sowjetbotschaft. Ein Mann empfing mich. Ich wollte ihm Sobles Briefe geben, aber er sagte nur: »Soble interessiert uns nicht mehr.« Aber er arrangierte eine Zusammenkunft zwischen mir und einem GPU-Mann, den ich am 20. Januar 1957 vor der Wiener Staatsoper treffen sollte.



Weihnachten und Silvester verbrachte ich in Berlin. Eines Tages ging ich nach Ost-Berlin, um mir einen bestimmten Film anzusehen. Als die Vorstellung aus war, kam ein Mann im Ledermantel auf mich zu und umarmte mich herzlich. Es war Wladimir Povsner, ein Kameramann, den ich aus Hollywood und Paris kannte. Jetzt war er der Leiter der Filmindustrie im kommunistischen Ostdeutschland. Wir verabredeten uns für die nächste Woche in Ost-Berlin.

Am 10. Januar 1957 aber ging mein Telefon. Povsners Sekretärin war am Apparat. »Mr. Povsner wird nicht mit Ihnen essen«, sagte sie und schmetterte den Hörer auf die Gabel.

Ganz plötzlich leuchteten die roten Warnsignale in meinem Hirn auf: Meine Untätigkeit wegen der Düsenjäger mußte mir zum Verhängnis geworden sein! Und doch waren die Russen noch so dumm gewesen, mich noch zu warnen. Wahrscheinlich hatte Povsner Informationen über mich eingeholt, hatte dann gemerkt, daß ich nicht mehr in Gunst stand und sich beeilt, jede Verbindung mit mir abzubrechen.

Statt zu meiner GPU-Verabredung am 20. Januar nach Wien zu fahren, flog ich nach München. Ohne irgendwelche Instruktionen vom FBI erhalten zu haben.

In jener Nacht in München hatte ich zum ersten Male Angst. Es war der 19. Januar 1957. Schlaflos warf ich mich in meinem Hotelbett im ›Bayerischen Hof‹ hin und her und erschreckte bei jedem leichten Geräusch. Wie würde die GPU mich wohl töten? dachte ich. Die Sonne ging auf, und ich konnte immer noch keinen Schlaf finden. Plötzlich hörte ich Schritte in der verlassenen Hotelhalle. Ich sah auf meine Uhr: 6.55.

Die Schritte kamen näher. Kalter Schweiß trat mir auf die Stirn, ich setzte mich im Bett auf. Dann klopfte es — einmal, zweimal, dreimal.

Wie im Traum ging ich zur Tür. Ich hatte Angst, sie zu öffnen. Als ich noch starr und regungslos dastand, wurde ein Briefumschlag unter der Tür hindurchgeschoben — ein Telegramm, das nur ein Wort enthielt: ›Cinerama‹. Das war die abgesprochene Geheimwarnung, die mit den FBI-Agenten vereinbart war. Sie bedeutete, daß ich mich sofort auf den Heimweg machen sollte. »Gott sei Dank«, sagte ich immer und immer wieder. »Gott sei Dank, daß der FBI als erster kam.« Ich zog mich an und fuhr, ohne mein Gepäck mitzunehmen, zum Flugplatz. Ich stieg in die nächste Maschine, die nach New York flog.

Am nächsten Morgen landete ich auf dem Idlewild-Flugplatz. Zwei Männer holten mich ab — meine beiden Agenten, die seit 1947 zu mir gehörten.

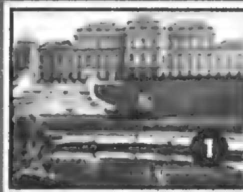
»Jack und Myrna Soble und Jacob Albam sind verhaftet worden!« sagten sie. Der FBI ging zum offenen Kampf über. Meine geheime Rolle war zu Ende.

Nach zehn langen Jahren fühlte ich mich zum erstenmal wieder sicher — und frei.

E N D E

UNSER KREUZWORT-PREISRÄTSEL

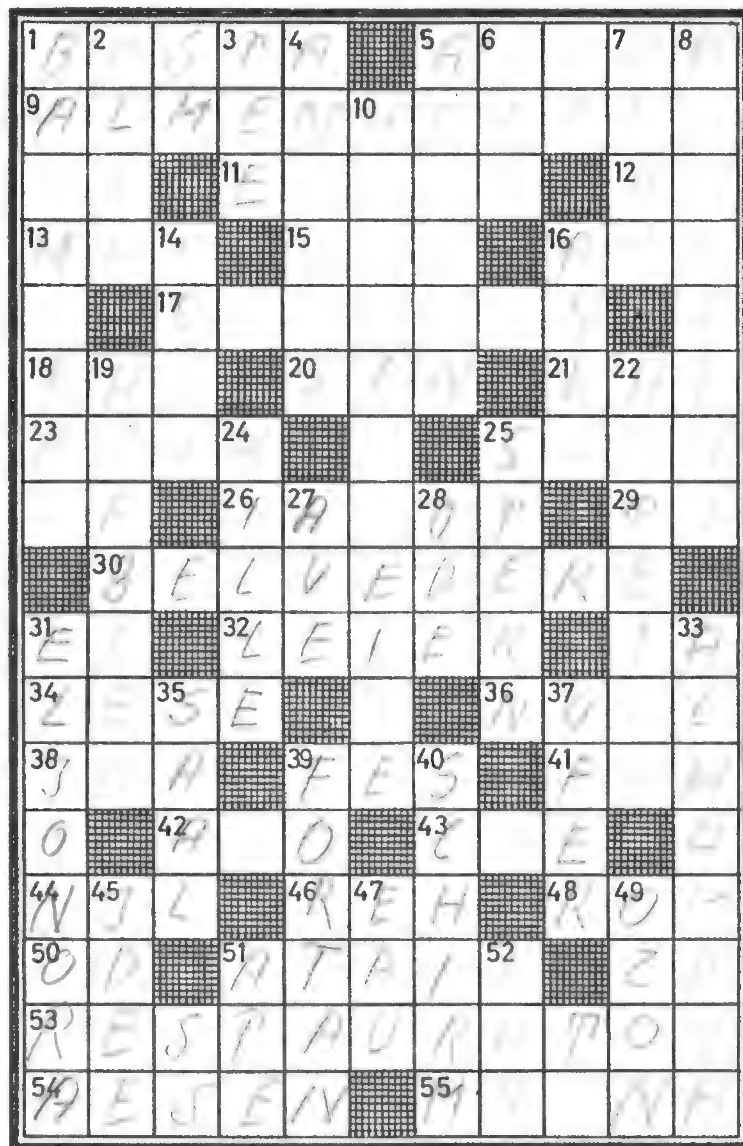
Berühmte Schlösser







Diese Fotos zeigen drei bekannte Schlösser in Österreich, England und in Spanien. Die Auflösung der Fragen 30. waagerecht, 1. und 33. senkrecht ergibt ihre Namen.



Waagerecht: 1. Punktum, genug, 5. Hausvorbau, 9. Unterkunft im Gebirge, 11. Mädchenname, 12. Zeichen für Osmium, 13. Monat, 15. belgische Stadt bei Lüttich, 16. Behörde, 17. unheilvolle Fügung, 18. Maschinenteil, 20. japanische Münze, 21. Hafenmauer, 23. Wohlgeruch, 25. Alpenhirt, 26. Spitzen-, Hemdkrause, 29. Abkürzung für Tag, 30. siehe Bild 1, 31. Keimzelle, 32. altes Musikinstrument, 34. Weinernte, 36. Zahl, 38. Mädchenname einer spanischen Königin, 39. Hauptstadt von Marokko, 41. Edelpelz, 42. finnischer Hafen, 43. Abkürzung für Compagnie, 44. Strom in Afrika, 46. Waldtier, 48. europäische Hauptstadt, 50. angebliche Körperausstrahlung, 51. Stern im Adler, 53. Wiederhersteller von Kunstwerken, 54. fressen, 55. eingetrockneter Saft.

Senkrecht: 1. siehe Bild 2, 2. spanischer Herzog und Feldherr, 3. Getränk, 4. Grund, 5. Ballspieler, 6. dem Winde abgewandte Seite, 7. kleinstes Teilchen, 8. junger Vogel, 10. tierische Körperteile, 14. Sportart, 16. Mädchenname, 19. Halbinsel in Kleinasien, 22. zustehende Mengen, Dinge, 24. Fremdwort für Tausend, 25. Himmeskörper, 27. altrömischer Gruß, 28. feierliches Gedicht, 31. Mädchenname, 33. siehe Bild 3, 35. Festraum, 37. Gestade, 39. ab jetzt, 40. Wetterschutz, 45. Einfall, 47. französisch: Wasser, 49. sauerstoffreiche Luft, 51. griechische Göttin, 52. Segelstange (i = j).

In der richtigen Reihenfolge geordnet ergeben die Buchstaben in den Zahlenfeldern 8, 25, 27, 35, 37, 40, 43, 45 und 49 ein Schloß in Deutschland. Dieses Wort ist die Lösung unseres Preisrätsels.

1000 DM WERTVOLLE BÜCHER

Gehen mehr richtige Lösungen ein als Preise ausgesetzt sind, entscheidet das Los (Rechtsweg ausgeschlossen). Eine Korrespondenz kann nicht geführt werden. Schreiben Sie bitte Ihre Lösung, die nur aus dem gesuchten Wort bestehen darf, auf eine ausreichend freigemachte Postkarte (nicht im Brief). Jeder darf nur eine Lösung einsenden. Teilen Sie Ihren vollen Namen und Ihre Anschrift mit und schicken Sie Ihre Preisrätsel-Lösungskarte an: KRISTALL, Rätselredaktion, Hamburg 100. — Einsendeschluß ist der 6. März 1958 (Poststempel). Die Gewinner veröffentlichen wir in unserer Nummer 7/1958.

1.—3. Preis: Je ein **Lexikon in vier Bänden von A—Z** aus dem Bertelsmann-Verlag. Dieses Werk umfaßt 100000 Stichwörter, 5000 Textspalten u. 4300 Fotos. Halbleder, Preis 176 DM.

4.—7. Preis: je ein **Weltatlas** aus dem Bertelsmann-Verlag. Ein umfassender Atlas-Band mit 498 Seiten und 197 Karten.

8.—13. Preis: je eine **mehrbändige Klassiker-Ausgabe** der gesammelten Werke von Goethe, Schiller, Stifter, Kleist, Hölderlin und Mörike.

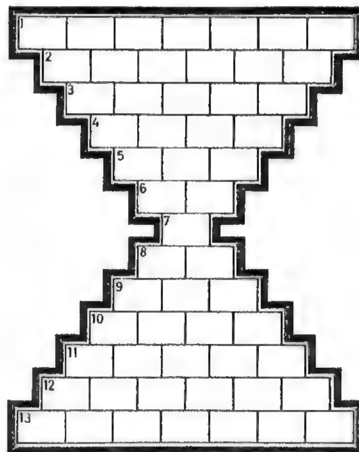
14.—20. Preis: je ein **anspruchsvoller Roman** für sie und ihn.

21.—30. Preis: je ein **Kunstband** der Meisterwerke moderner Malerei mit einer Einführung von Marcel Brion.

Auflösung zu Heft 4

Waagerecht: 1. Anzug, 4. Lukas, 9. Reue, 11. **Zimt,** 12. Zug, 13. Oie, 15. Ria, 16. Vertrag, 19. Hortensie, 21. Gd, 22. es, 24. Areal, 27. Arena, 29. Pol, 30. Elm, 32. nun, 33. rm, 34. Egart, 35. d. i., 36. Jam, 38. Abu, 39. Oel, 40. Knall, 42. Muell, 44. Hel 46. R. F., 47. Landschaft, 51. raekeln, 53. Ara, 55. rer., Ulm, 58. Nana, 60. Gnom, 61. Stint, 62. Kogge.

Senkrecht: 1. Arzt, 2. neu, 3. Zugvogel, 5. Uz, 6. Kirgisen, 7. Ami, 8. Stab, 10. Titel, 13. Ort, 14. Ern, 17. Erda, 18. Aser, 20. **Paprika,** 23 **Vanille,** 25. Roman, 26. legal, 27. Amrum, 28. Nudel, 31. Lab, 37. Maharani, 39. Oeffnung, 41. Lena, 43. Ural, 45. Asket, 48. der, 49. Cher, 50. Gans, 52. Amme, 54. Rat, 57. Log, 59. an, 60. Go. — **Das Lösungswort hieß: MUSKAT.**



Sanduhrrätsel

In die waagerechten Reihen trage man Wörter nachfolgender Bedeutung ein. Von 1 bis 7 läuft die Sanduhr ab (von den Buchstaben des vorhergehenden Wortes ist jedesmal ein Buchstabe fortzunehmen), und von 8 bis 15 füllt sie sich wieder auf (jeweils ist ein neuer Buchstabe hinzufügen).

1. Geschäftswerbung, 2. Geschäftsvermittler, 3. Künstler, 4. Dramenfigur bei Shakespeare, 5. englisches Bier, 6. französischer Artikel, 7. Abkürzung für ein Flächenmaß, 8. ägyptischer Sonnengott, 9. Körperglied, 10. alte Erzählung, 11. Heer, 12. Teil von Kleidungsstücken, 13. Speisefisch.

Gewinner des Preisrätsels aus Heft 3

1.—3. Preis: Anni Jainski, Uelzen; Friedhelm Abt, Wetter/Ruhr; Franz Czernohous, Nürnberg.

4.—7. Preis: Gertrud Flügge, Eversen/Hann.; Konstantin Wrondissis, Athen (Griechenland); Elvira Peter, Wuppertal-Barmen; P. Belke, Darmstadt.

8.—13. Preis: Martha Eickmann, Wuppertal-Elberfeld; Henri Püschel, Hamburg-Langenhorn; Ludwig Salomon, Berlin-Lichterfelde; Herta Bruder, Aschaffenburg; Alwin Post, Zeven (Bez. Bremen); Erna Schlipper, Rhaunen/Hunsrück.

14.—20. Preis: A. J. Elfgang, Marseille (Frankreich); Helmut Dinter, Minden/Westf.; Willy Schumacher, Freiburg i. Br.; Karl van Hasselt, Aachen; Helmut Klein, Böblingen/Württ.; Walter Köhne, Osnabrück; Gg. Laumann, Malmö (Schweden).

21.—30. Preis: Max Roder, Herrstein/Nahe; Walter Soldat, Tremsbüttel/Holst.; A. Klimek, Dortmund; Gustav Jülg, Karlsruhe; O. Preuß, Berlin-Friedenau; Alfred Herold, Baumholder; Adalbert v. Diemar, Butzbach/Hessen; K.-H. Wolff, Hamburg 13; Kurt Castendyck, Koblenz; Anita Dunker, Rethem/Aller.

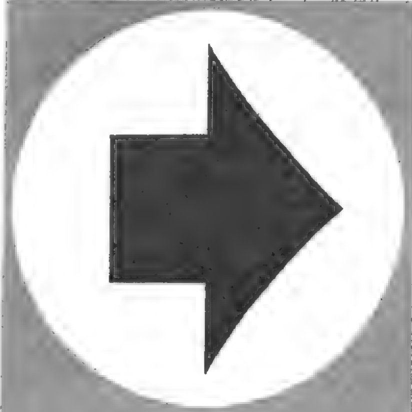












Jede *Kristall*-Ausgabe enthält diese Sonderbeilage

Nächste Folge: Der letzte Hohenstaufe in Rom enthauptet

An die Redaktion

Fortsetzung von Seite 25

Geschichte der Menschheit

Der weiße Mantel der Ritter des Deutschen Ordens (der 1190 im Heiligen Land gegründet wurde, und über den Sie in Nr. 22 in ›Geschichte der Menschheit‹ berichten) sowie das schwarze Kreuz ergaben später die preußischen Landesfarben: schwarz-weiß. Jener Orden war es ja, der das Land der Preußen eroberte.

Holger HARTMANN, Mülheim

Mit Recht weisen Sie in Nr. 22 der ›Geschichte der Menschheit‹ auf die im Morgenland so wichtigen Seifensieder und auf den hohen Verbrauch an Seife bei den islamischen Völkern hin. Eben durch ihre große Reinlichkeit unterschieden sich die Mohammedaner im Mittelalter beträchtlich von vielen Zeitgenossen in anderen Ländern. Das ging so weit, daß die Inquisition um 1600 am Grad der Sauberkeit mohammedanische Spanier von den zum Katholizismus bekehrten unterscheiden konnte.

Werner KURZHALS, Wuppertal

Bei aller Zwiespältigkeit war Heinrich IV. doch eine imponierende Gestalt. Ein König durch und durch. Das zeigte sich schon bei dem Knaben. Bei Kaiserswerth hatte Erzbischof Anno von Köln den Zwölfjährigen auf ein Schiff gelockt, um ihn zu entführen. Aber mit mutigem Trotz stürzte der junge Heinrich sich in die Fluten des Rheins und versuchte zu entkommen.

Kurt SCHROTH, Tübingen

Es ist völlig richtig, daß die Römer auf Ihrer Zeichnung, auf der Germanicus Thusnelda durch Rom führt, ihre Schwerter rechts tragen. Die Schwerter der Römer waren ganz kurz, und man konnte sie leicht mit der rechten Hand ziehen. Den Römern galt der Nahkampf von Mann zu Mann als besonders ehrenvoll.

Karl KNAUTH, Brühl b. Köln

Weitere Briefe siehe Seite 48

Geschichte der Menschheit

Was wir heute von damals wissen, wird hier zu neuem Leben gebracht

BERICHTET IM STIL EINER ZEITUNG

Wer die Vergangenheit versteht, fürchtet die Zukunft nicht mehr!

Redaktion: KRISTALL

1213 - 1250 nach Christus

Friedrich II. in Jerusalem: Er krönte sich zum König

Großartiger Erfolg auf dem 5. Kreuzzug

Von unserem Sonderberichterstatter
Jerusalem, Sonntag, 18. März 1229

Der deutsche Kaiser, Friedrich II. von Hohenstaufen, der seit fast zwei Jahren unter dem Bannfluch des Papstes steht, hat sich aus eigener Machtvollkommenheit und gegen den Willen des Papstes heute in der Heiligen Stadt selber die Krone von Jerusalem aufs Haupt gesetzt. Gestern war der Gebannte — auch das gegen das ausdrückliche Verbot des Papstes — in die Heilige Stadt eingeritten. An der Spitze des 5. Kreuzzugs ist es dem Hohenstaufen gelungen, dem Abendland die heiligen Stätten der Christenheit zurückzugewinnen, ohne auch nur einen einzigen Tropfen Blut zu vergießen.

Trotz dieses großartigen Erfolges ist Papst Gregor IX. nicht bereit, sich mit Friedrich II. auszusöhnen. Dabei ist der Grund des päpstlichen Bannes mit der Rückeroberung Jerusalems hinfällig geworden. Schon bei seiner Krönung zum deutschen König in Aachen im Jahre 1215 hatte Friedrich das Kreuzzugsgelübde abgelegt. Aber immer wieder hatte die politische Lage den Hohenstaufen, der 1220 in Rom zum Kaiser gekrönt wurde, an der Erfüllung seines Versprechens gehindert. Im Jahre 1225 verpflichtete Friedrich sich, den Kreuzzug bis 1227 anzutreten.

Im Frühjahr 1227 versammelten die Kreuzfahrer sich in Brindisi in Süditalien. Trotz jahrelanger Werbung seitens der Kurie war die Beteiligung des Hochadels nur gering. Als einziger deutscher Reichsfürst hatte sich der Landgraf von Thüringen bereit gefunden. Der deutsche Episkopat war mit drei Bischöfen vertreten. Aber der Deutsch-Ritterorden unter Hermann von Salza hatte 700 Kämpfer gestellt.

Insgesamt jedoch kamen in Brindisi viele Tausende zusammen, das meiste allerdings waren Abenteurer. Sie alle warteten hier auf die Einschiffung, während es immer weiter in den Sommer hineinging und die Hitze immer unerträglicher wurde. Der Kaiser war noch nicht da. Er verhandelte noch mit dem Sultan Al-Kamil über die Herausgabe Jerusalems. Indessen wurde die Stimmung in Brindisi immer kritischer. Und dann brach in dem tropischen Klima eine Seuche aus. Vierzigtausend Pilger, heißt es, sind ihr erlegen.

Endlich — es war schon Ende August — kam der Kaiser und ließ die restlichen Pilger einschiffen. Am 8. September lichtete die letzte Galeere die Anker, an Bord der Kaiser mit dem vom Seuchenfieber ergriffenen Landgrafen von Thüringen, dem Deutschordensmeister Hermann von Salza und dem Patriarchen von Jerusalem. Nach zwei Tagen starb der Landgraf. Inzwischen hatte auch der Kaiser sich angesteckt. Da entschloß er sich, die Fahrt bis zu seiner völligen Genesung aufzuschieben. Auch der Deutschordensmeister und der Patriarch sagten, daß es ja auf einige Wochen nicht mehr ankäme. Papst Gregor IX. aber war anderer Meinung. Er sprach am 29. September über den Kaiser den Bann aus. Er sagte, Friedrich habe sein Gelübde nicht erfüllt.

Um der Welt zu zeigen, daß man ihm Unrecht getan hatte, brach Friedrich im Juni dieses Jahres zum zweitenmal auf. Zwar hatte Gregor dem Gebannten ausdrücklich verboten, sich jetzt noch an die Spitze eines Kreuzzugs zu stellen, aber Friedrich ließ sich nicht zurückhalten. Und er gab der Welt das Schauspiel, daß er, der Gebannte, mehr erreichte als alle Kreuzfahrer vor ihm.

Heute morgen war die Grabeskirche von Kreuzfahrern bis auf den letzten Platz gefüllt. Nur der Thronsessel vor dem Hochaltar, auf dem das Königsdiadem lag, stand leer. Um dem Papst keine Ursache zu erneuter Verstimmung zu geben, war der Kaiser dem Hochamt ferngeblieben. Aber als die letzten Klänge des ›Te deum laudamus‹ verklangen, betrat Friedrich die Kirche. Festen Schrittes ging er zum Altar, nahm mit beiden Händen das Diadem und setzte es sich auf. Noch einen Augenblick verweilte er im Gebet, und verließ dann, während noch immer beklommenes Schweigen herrschte, die Kirche.



Ein Jugendporträt Kaiser Friedrichs II. von Hohenstaufen

Die Statuette des Kaisers gehört zu dem in Silber getriebenen Karlsschrein in Aachen, in dem die Gebeine Karls des Großen ruhen. Im Jahre 1215 wurde der Schrein in Gegenwart Friedrichs, der den letzten Nagel einschlug, geschlossen. Karl wurde 1165 heiliggesprochen.

Dänen bei Bornhöved geschlagen

Von unserem Berichterstatter
Bornhöved, 12. Juli 1227

In Norddeutschland wurde ein entscheidender Sieg über die Dänen errungen: Erzbischof Gerhard von Bremen, Herzog Albert von Sachsen, Graf Adolf von Holstein, Heinrich von Schwerin und die Bürger von Lübeck und Hamburg haben das dänische Heer bei Bornhöved vollständig geschlagen. Mit diesem Sieg ist das Land bis zur Eider für Deutschland gerettet.

In den letzten Jahren war der dänische Einfluß in Norddeutschland immer stärker geworden. Rücksichtslos war Waldemar in deutsches Gebiet eingedrungen. Als Graf Heinrich von Schwerin vom Kreuzzug zurückkam, fand er die Hälfte seiner Grafschaft von Waldemar in Besitz genommen. Der Kaiser, Friedrich II., scheute einen Konflikt mit den Dänen; deswegen griff er nicht ein. Da faßte der Graf von Schwerin sich ein Herz. Als Waldemar sich zur Jagd auf der kleinen Insel Lyöe in der Nähe von Fünen aufhielt, überfiel er ihn nachts in seinem Zelt und setzte ihn und seinen Sohn auf Schloß Dannenberg gefangen.

Um aus dem Kerker wieder herauszukommen, verpflichtete der Däne sich zur Zahlung von Lösegeld und zur Rückgabe aller Länder zwischen Eider und Elbe und der slawischen Gebiete. Wieder in Freiheit, wollte Waldemar jedoch den Vertrag nicht erfüllen. Da kam es zur Schlacht.

Der heilige Franziskus von Assisi

Mönchisches Leben in der Armut – Päpste haben den Bettelorden anerkannt

Von unserem römischen Korrespondenten
Rom, 4. Oktober 1228

Franz von Assisi, der Stifter des Franziskanerordens, wurde heute, zwei Jahre nach seinem Tode, heiliggesprochen. Der heilige Franz ist auch unter dem Namen ›Seraphischer Vater‹ bekannt; diesen Beinamen bekam er, weil er auf dem Berge Alvernus einen gekreuzigten Seraph geschaut und dabei die Wundmale Christi erhalten hatte.

Der von Franz gegründete Bettelorden hat heute schon eine große Anhängerschaft, obgleich es erst fünf Jahre her ist, daß er von Papst Honorius III. bestätigt wurde. Der Orden verpflichtet seine Glieder, die sich ›Mindere Brüder‹ nennen, zu völliger Armut. In den von Franz aufgestellten Regeln heißt es: »Die Brüder sollen nur eine einzige Tunika haben, dazu einen Gürtel und Hosen. Sie sollen ärmliche Stoffe tragen und sie flicken mit Sackzeug und andersfarbigen Fetzen. Sie sollen Mindere sein und allen untergeben. Sie können für ihre Arbeit alles, was ihnen zu ihrem Unterhalt notwendig ist, annehmen, außer Geld. Und wenn es notwendig ist, sollen sie auf Almosen ausgehen wie die andern Armen.«

Franz wurde im Jahre 1182 in Assisi geboren. Sein Vater war ein reicher Stoffhändler. Er gab seinem Sohn, der eigentlich Giovanni hieß, den Beinamen Francesko, weil er sich so sehr für französische Sprache und Dichtung interessierte. Als junger Mann ergab Franz sich der modischen Lebensform der Troubadours und zog mit seinen Freunden von Fest zu Fest. Aber dann, nach einer schweren Krankheit, vollzog sich in ihm eine Wandlung. Von da an stellte er sein Leben ganz und gar in die Nachfolge Christi und zog, Buße predigend, durch das Land. Bald schlossen Gleichgesinnte sich ihm an, und er schickte sie paarweise hinaus in die Welt, damit sie Sünder bekehrten und Kranke pflegten.

Seine Lehre, seine Forderung der Demut und der Armut, fand auch bei den Frauen Anklang. Im Jahr 1212 kam die 17jährige Klara aus dem adeligen Hause der Scifi zu den Franziskanern. Mit ihr gründete Franz seinen zweiten Orden, den Orden der Klarissen.



Ohne Blutvergießen hat der Kaiser die Heilige Stadt gewonnen.

An unsere Leser

Eine überholte Idee

Zum drittenmal erlebt die abendländische Welt eine erbitterte Auseinandersetzung zwischen Kaiser und Papst. Nach den großen Kämpfen, die Heinrich IV. und Friedrich Barbarossa durchstehen mußten, führt nun Friedrich II. einen verzweifelten Kampf. Wieder geht es dabei um die Idee des deutschen Kaisertums. Und wieder werden — wie schon im Investiturstreit — die Fürsten die eigentlichen Sieger sein.

Denn die Idee vom Kaisertum, das die weltliche Führung des Abendlandes beansprucht, ist überholt. Selbst wenn der stolze Hohenstaufe noch einmal siegen sollte, würde das nichts mehr ändern. Die Zeiten Karls des Großen sind endgültig vorüber. Und die Völker sind nicht mehr bereit, sich in den Dienst einer überholten Idee zu stellen.

Um dennoch die Hilfe der deutschen Fürsten für seine italienische Politik zu gewinnen, muß Friedrich den Fürsten sehr weit entgegenkommen. Er überläßt ihnen wesentliche Hoheitsrechte des Königtums. In zwei Gesetzen wurde festgelegt, daß die bisher dem König vorbehaltenen Münz-, Zoll-, Markt- und Befestigungsrechte an die Fürsten übergehen. Das ist eine ganz entscheidende Machtvermehrung der Fürsten. Sie sind jetzt die tatsächlichen Beherrscher Deutschlands. Einst waren sie königliche Verwalter, jetzt sind sie Landesherren. Das aber bedeutet die Zersplitterung Deutschlands in eine Fülle einzelner Länder. Und für das Kaisertum interessiert man sich nicht mehr.

Das gilt auch von den anderen Ländern Europas. Sie wollen den Führungsanspruch des Kaisertums noch weniger anerkennen. Auch sie sind selbständiger und freier geworden. Aber zugleich auch begrenzter. Wir stehen am Anfang einer neuen Zeit: Die europäischen Länder werden zu Nationalstaaten.

Deutscher Orden in Preußen

Ritter im Krieg gegen die Heiden - Aber friedliche Besiedlung Schlesiens

Von unserem Berichterstatter

Thorn (Preußen), 1234

Papst Gregor IX. hat das vom Deutschen Orden besetzte und teils noch zu erobernde Land der Preußen an der Ostsee zwischen Weichsel und Memel unter den besonderen Schutz des heiligen Petrus gestellt. Zugleich hat er das Land dem Orden zu ewigem und freiem Besitz verliehen.

Im Jahre 1225 hatte Herzog Konrad von Masowien den Deutschen Ritterorden zum Kampf gegen die ihm benachbarten Preußen, die sein Gebiet wiederholt verwüstet hatten, zu Hilfe gerufen. Hermann von Salza, der Hochmeister des Ordens, war sofort zur Hilfe bereit, zumal Kaiser Friedrich II. ihm das vom Herzog geschenkte Kulmerland sowie alle in Preußen zu erobernden Gebiete zu Lehen gab. 1229 erschienen die ersten Deutschritter in Cujavien, wo sie am linken Weichselufer eine hölzerne Burg errichteten.

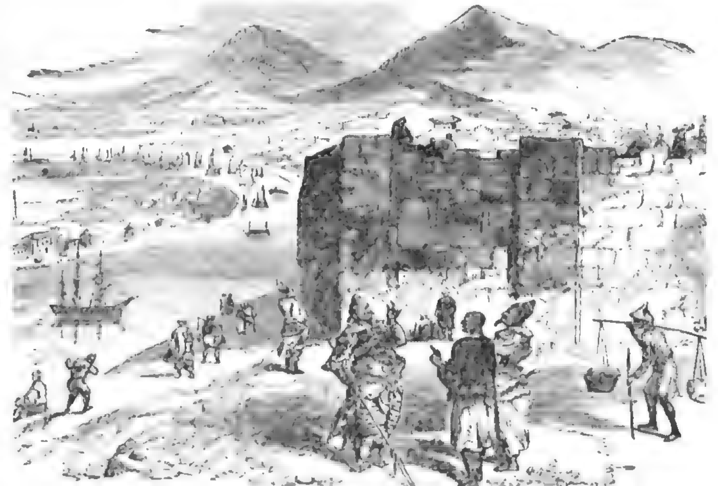
Die eigentliche Eroberung begann erst im nächsten Jahr unter der Führung des Landmeisters Hermann Balk. Jetzt wurde das Kulmerland genommen und die Feste Thorn gegründet. Wenig später wurde auch Kulm angelegt, und beide Festungen erhielten sogleich das Stadtrecht; denn der Eroberung soll eine planmäßige Kolonisation folgen. Dazu ist es jedoch bisher nicht gekommen. Noch ist der ganze Osten Preußens nicht in der Hand der deutschen Ordensritter.

Während die Deutschritter das Reichsgebiet auf kriegerische Weise ausdehnen, vollzieht sich an anderer Stelle eine ganz friedliche Expansion. In Mecklenburg, Ostbrandenburg, in Schlesien und Mähren sind die Deutschen nicht als Krieger eingerückt, sondern als Siedler. Immer mehr deutsche Bauern und Kaufleute ziehen in diese von den Slawen nur dünn besiedelten Gebiete ein. Vielfach werden die deutschen Siedler von slawischen Fürsten geholt.

In Schlesien hat Herzog Heinrich I. das Kolonisationswerk in Angriff genommen. Sehr viele deutsche Bauern hat er schon ins Land gerufen. Um den Deutschen einen Anreiz zu geben, werden ihnen besondere Rechte verliehen. Sie behalten ihr deutsches Recht und unterstehen der Gerichtsbarkeit ihrer deutschen Erbschulzen. Vor allem brauchen sie nur einen geringen Zins zu zahlen; von anderen Diensten und Lasten sind sie befreit.

Interessiert an einer Besiedlung sind die Grundherren, denen das Land gehört. Da sie ihr Land nicht selber bearbeiten, bringt es ihnen, solange es unbesiedelt ist, nichts ein. Deswegen bieten sie es aus. Sie suchen sich sogenannte Lokatoren. Das sind Siedlungsleiter. Die Lokatoren gehen nach Deutschland und werben dort junge Bauernsöhne als Siedler an.

Wenn sie eine genügende Anzahl zusammen haben, ziehen sie mit ihnen in das zu besiedelnde Gebiet. Dort geht es dann an die Verteilung des Landes. Jeder Bauer erhält meist eine Hufe, das sind etwa 24 Hektar. Dieses Land muß er dann urbar machen. Eigentümer des Landes bleibt nun zwar der Grundherr, aber der Bauer lebt von dem Land. Nur ist er zu einem Zins verpflichtet, der in Schlesien pro Hufe und Jahr 12 Groschen beträgt. In den ersten Jahren brauchen die Bauern jedoch keinen Zins zu zahlen. Diese günstigen Bedingungen sind es, die die zweiten und dritten Bauernsöhne zur Kolonisation in den Osten locken; denn in der Heimat müßten sie als Knechte arbeiten.



Peking, die Hauptstadt des Kin-Reiches

Jetzt sitzen hier die Mongolen; unter ihrem Herrscher Dschingis Khan haben sie es erobert. Sie wollen es zu ihrer Hauptstadt machen.

Englands ›Magna Charta‹

Barone beschränken die Macht ihres Königs - Die Schlacht von Bouvines

Von unserem Berichterstatter

London, 1227

Die ›Magna Charta‹, die — seit 1215 in Kraft — den englischen König in seinen Rechten so stark beschneidet und dafür den Baronen sehr viel Freiheit gibt, wird jetzt erneut zum Gegenstand heftiger Diskussionen werden. Mündig geworden, hat Heinrich II. in England die Regierung selber übernommen, nachdem sie seit König Johanns Tod im Jahre 1216 in den Händen eines Vormunds lag.

Eines läßt sich mit Sicherheit voraussagen: Es wird noch einmal zu einem Kampf zwischen dem König und den englischen Baronen kommen. Gut zehn Jahre liegt es nun zurück, daß die Barone ihrem König weitgehende Zugeständnisse abrangen. Am 15. Juni 1215 zwangen sie Johann die ›Magna Charta libertatum‹ ab.

Die Magna Charta schränkt die königliche Macht stark ein und schützt die Barone vor willkürlichen Übergriffen des Königs. In manchen Dingen ist der König jetzt von der Zustimmung der Barone abhängig. Zum Beispiel darf der König keine neuen Steuern erheben, ohne die Genehmigung der Versammlung der Kronvasallen zu haben. Wenn der König seine Verpflichtungen und Grenzen nicht beachtet, dann sind die Barone berechtigt, eine Widerstandspartei aufzustellen.

König Johann hätte die Magna Charta wohl kaum unterzeichnet, wenn er nicht zwei Jahre vorher bei Bouvines in Frankreich eine Niederlage hätte einstecken müssen. Die augenblickliche Schwächung nutzten seine Barone sofort aus, so wie es einst die deutschen Fürsten für sich ausnutzten, daß der Kaiser im Kampf mit den Päpsten geschwächt worden war.

Bei Bouvines siegte der französische König Philipp II. August über das englische Heer, das mit dem damaligen Kaiser Otto IV. verbündet war. Der Sieger war mit dem jungen Friedrich II. verbündet, und diesem überreichte er dann die von Otto IV. auf dem Schlachtfeld zurückgelassenen Reichsinsignien. Während Otto IV. sich nach der Niederlage auf die Harzburg zurückzog, wo er — fast ganz vergessen — im Jahre 1218 gestorben ist, setzte der Hohenstaufe sich nun überall in Deutschland durch.



Der Bauer: Und wann werde ich frei?

Was man wissen muß

Kaiser Friedrich hat die Zulassung von Ärzten von einer Prüfung vor der medizinischen Fakultät in Salerno abhängig gemacht.

* * *

Gegen die Gottesurteile hat sich jetzt auch die Kirche ausgesprochen.

* * *

Seit dem Jahre 1225 baut man in Wien am Stephansdom.

* * *

Eine über viele Jahre sich hinziehende ansteckende Krankheit, die sich in der Haut, den Nerven und Knochen abspielt und meist langdauerndes Siechtum mit tödlichem Ausgang zur Folge hat, wurde von Kreuzfahrern eingeschleppt. Man nennt sie Lepra.

Gefahr der Inquisition

Brutaler Kreuzzug gegen die Stedinger Bauern

Von unserem Berichterstatter

Bremen, 1234

In einer mörderischen Schlacht bei Altenesch an der Weser wurden die Stedinger Bauern, die Papst Gregor IX. als Ketzer gebannt hatte, von einem Kreuzheer des Erzbischofs von Bremen vernichtend geschlagen.

Obgleich dieser Kampf ein rein politischer Kampf war — die Bauern wollten ihre Freiheit verteidigen — ist er doch zugleich ein Teil jener bedenklichen Inquisitionsverfahren, die jetzt auch in Deutschland immer häufiger angewandt werden. Seit nunmehr vier Jahren läßt Papst Gregor IX. die Ketzer planmäßig aufspüren.

Das Wort ›Ketzer‹ kommt von ›Katharer‹, das heißt ›die Reinen‹. So nannten sich unter anderen die Albigenser in Südfrankreich. Die Albigenser erkennen die Dogmen der katholischen Kirche nicht an. Sie verwerfen Fegefeuer und Totenmessen.

Nach den Katharern heißen heute alle, die ein Dogma ablehnen, Ketzer. Gregor IX. hat kürzlich den Orden der Dominikaner mit der Inquisition betraut. Die Dominikaner sind die ›Spürhunde des Herrn‹. Zum päpstlichen Inquisitor für Deutschland wurde der frühere Kreuzzugprediger Konrad von Marburg bestellt. Über seinen fanatischen Eifer, Ketzer aufzuspüren und zu verbrennen, beschwerten sich die Erzbischöfe von Köln und Mainz vergeblich bei der Kurie. Im vergangenen Jahr wurde der Inquisitor Konrad von empörten Rittern erschlagen.

Ein Inquisitor tritt als Kläger und Richter in einer Person auf. Deswegen ist die Inquisition ein gefährliches Werkzeug, das nur allzuleicht zu politischen Zwekken mißbraucht werden kann.

Heilige Elisabeth

Nachrichtendienst der G. d. M.

Rom, 1235

Die vor vier Jahren in Marburg gestorbene Landgräfin Elisabeth ist heiliggesprochen worden. Als ungarische Königstochter 1207 in Preßburg geboren, wurde sie als Kind mit dem 11-jährigen Ludwig, dem Sohn des Landgrafen Hermann von Thüringen, verlobt und auf der Wartburg erzogen. 1221 vermählte Ludwig sich mit ihr. Als er 1227 auf dem Kreuzzug starb, wurde Elisabeth von der Wartburg vertrieben. Bei ihrem Beichtvater Konrad von Marburg, dem Inquisitor, fand sie Aufnahme und lebte nun ganz der Andacht.



Sehnsucht nach Ordnung: Walther

O weh! Wohin sind all meine Jahre entschwunden?
Habe ich mein Leben geträumt, oder ist es wirklich wahr?
Was ich immer glaubte, daß es etwas wäre — war das etwas?
Oder habe ich nur geschlafen und weiß es nicht
Und bin jetzt erwacht, und alles ist mir unbekannt,
Was mir vorher so bekannt war wie meine eigene Hand.
Leute und Land, wo ich von Kindheit an gelebt habe,
Sie sind mir fremd geworden, als wäre es alles nicht wahr.
Die meine Gespielen waren, sie sind nun müde und alt . . .
(Aus einem seiner späten Gedichte)

Walther von der Vogelweide †

Ein Lyriker, der niemals abseits stand — Wolframs ›Parzival‹

Von unserem Mitarbeiter für Literaturgeschichte

Würzburg, 1230

Nicht lange nach seiner Rückkehr vom Kreuzzug des Jahres 1228 ist der Dichter Walther von der Vogelweide gestorben. Er war der größte deutsche Lyriker unserer Zeit. Wohl vier Jahrzehnte von den sechs seines Lebens hat er von Treue gesungen und von Liebe und sittlicher Zucht. Ergriffen vom staufischen Reichsgedanken und getragen vom Wissen um politische Pflicht und Verantwortung, hat dieser Dichter niemals abseits gestanden, sondern er hat immer von neuem ratend und mahnend in den Kampf zwischen Kaiser und Papst eingegriffen.

Walther war ritterlicher Herkunft und stammte aus Österreich. Am Hof der Babenberger in Wien hat er seine ersten Lieder gedichtet, zunächst als Schüler des Lyrikers Reinmar von Hagenau. Aber schon bald lehnte der junge Walther sich gegen Reinmars französischen Stil auf. Der nuancierten Formkunst des Elsässers und überhaupt dem ganzen etwas blutleeren Minnesang setzte er seine lebensvolle Liebesdichtung entgegen. So etwa mit diesen Strophen, die er einem jungen Mädchen in den Mund legte:

Unter der Linde
auf der Heide,
wo unser beider Lager war,
da mögt ihr finden
wohl beides
zerknittert: Blumen und Gras.
Vor dem Wald in einem Tal,
Tandaradei,
Schön sang dort die Nachtigall.

Ich kam gegangen
hin zur Aue,
mein Liebster war schon da.
Ich wurde empfangen,
daß ich noch immer glücklich bin.
Ob er mich küßte?
Wohl tausendmal!
Tandaradei,
Seht, wie rot mein Mund ist.

Mit solchen Liedern sprengte Walther die höfische Konvention. Doch hielt er fest am ethischen Grundgefühl des Minnesangs. Auch er pries die Treue, die Güte und die Reinheit.

Als Herzog Friedrich von Österreich im Jahre 1198 starb, mußte Walther den Wiener Hof verlassen. Und nun begann für ihn ein ruheloses Wanderleben von Hof zu Hof. Arm, ohne Hilfe, angewiesen auf gnädige Gönner, zog er durch die Lande. Die nächsten Jahre sah man ihn im Gefolge König Philipps von Schwaben, dessen Politik er mit seiner Spruchdichtung zu unterstützen versuchte. Nach Philipps Ermordung schloß er sich Otto IV. an. Eine Zeitlang lebte er auch in Eisenach beim Landgrafen Hermann von Thüringen, dem Gönner Wolfram von Eschenbachs. Sein unstetes Leben kam erst zur Ruhe, als Kaiser Friedrich II. ihm bei Würzburg ein Lehen gab. Aber nur noch zehn Jahre waren dem Dichter dort vergönnt.

Seine politische Dichtung ist nicht ohne Wirkung geblieben. Und Walther war sehr stolz auf die Wirkung seiner Sprüche, die sich in ihrer Kürze und mit ihrer energiegeladenen Sprache dem Gedächtnis leicht einprägten. Es ging ihm um die Macht und die Größe des Reiches, und voller Zorn bekämpfte er das politische Spiel der Päpste. Der Unruhe seines Lebens und seiner Zeit stellte er das sehnsüchtig umworbene Bild einer geordneten und gesicherten Welt gegenüber. Seine Altersdichtung aber ist nicht frei von Enttäuschung.

In ihrer sprachlichen Eigenwilligkeit trifft sich Walthers Dichtung mit dem Werk des großen Epikers Wolfram von Eschenbach, der, etwa gleichaltrig mit Walther, schon im Jahre 1220 gestorben ist. In Anlehnung an den französischen Dichter Chrétien von Troyes, schuf er den großen Roman ›Parzival‹. Es ist die Geschichte eines christlichen Ritters, der seine Pflichten als Ritter und seine Pflichten gegenüber Gott miteinander in Einklang zu bringen versucht. In der Hut seiner Mutter Herzeloyde aufgewachsen, zieht der junge Parzival unerfahren in die Welt, um den Hof des Königs Artus zu suchen. Nach manchen Abenteuern wird er aufgenommen in die Tafelrunde des Königs. Doch es treibt ihn zu neuen Abenteuern, und er zieht nach der Gralsburg. Aber weil er dort versäumt, nach dem Leiden des Gralskönig Amfortas zu fragen, wird er aus der Tafelrunde ausgeschlossen. Jahrelang irrt Parzival nun umher, ausgestoßen, einsam und anfangs voller Trotz gegen Gott. Aber allmählich erkennt er, worauf es in Wahrheit ankommt im Leben, und nach langer innerer Läuterung ist er schließlich reif, selber Gralskönig zu werden.

Was Wolfram uns mit dem ›Parzival‹ gegeben hat, ist mehr als ein Ritterroman: es ist ein Erziehungsroman, in dem die ritterliche Tat und die christliche Leidensbereitschaft miteinander verbunden werden. Wolfram zeigt, daß das Leben letztlich ein Weg zu Gott sein muß, doch soll dieser Weg nicht über eine asketische Entwertung des Daseins führen.

Wie Walther war auch Wolfram, der einem Ministerialengeschlecht entstammte, sehr arm. Landgraf Hermann von Thüringen, an dessen Hof oft Dichter weilten, hat ihn unterstützt. Wolfram war der ideenreichste Dichter unserer Zeit.

Der König verhaftet

Kaiser Friedrich II. hält Hochzeit in Mainz

Von unserem Berichterstatter

Mainz, 1235

75 geistliche und weltliche Fürsten und 18 000 Ritter sind in Mainz erschienen, wo Kaiser Friedrich II. seine dritte Hochzeit beging. Auf der prunkvollen Reichsversammlung heiratete Friedrich die englische Isabella.

Den Teilnehmern dieses glänzenden Reichstages mag es nur noch wie ein böser Traum vorkommen, daß gegen den mächtigen Kaiser noch eben eine Verschwörung im Gange war. An der Spitze stand Heinrich, des Kaisers ältester Sohn, der als König Heinrich VII. an Stelle des Vaters in Deutschland regierte. Schon seit einiger Zeit schienen Vater und Sohn einander nicht mehr zu verstehen. Als Heinrich sich dann mit mehreren Fürsten offen empörte, erbat der Kaiser vom Papst den Bannstrahl zur Vernichtung seines Sohnes. Ohne Heer, nur in Begleitung Hermann von Salzas und mit seinem Söhnchen Konrad, kam Friedrich nach Deutschland. Die ganze Verschwörung zerstob wie ein Spuk. König Heinrich aber wurde gefangengesetzt.

An all das denkt man jetzt nicht mehr auf diesem prunkvollen Reichstag in Mainz. Aber dennoch will hier keine rechte Freude aufkommen, denn die deutschen Fürsten verübeln es dem Kaiser, der für die so beliebten Turniere gar nichts übrig hat, daß er hier in Deutschland wie ein unnahbarer Kalif des Orients auftritt. Er kam mit dem fremdartigen Gepränge seines Hofstaates, mit Sarazenen und Äthiopiern als Wächter seiner Schätze, mit Kamelen, Leoparden und Affen.

Aber ist er denn überhaupt ein Deutscher, dieser Sohn einer Spanierin, der auf Sizilien von arabischen Gelehrten erzogen wurde? Deutschland ist für ihn zu einem Nebenland geworden. Aber eigentlich ist ihm auch sein geliebtes Sizilien nur ein Nebenland. Denn die Hauptsache ist diesem ausgezeichneten Politiker nicht die Politik, sondern die Wissenschaft. Friedrich ist von einem bohrenden Wissensdrang besessen. Eben das aber macht ihn vielen unheimlich und verdächtig.

Der Orient liebt Zoologische Gärten

Leoparden in Freigehegen

Nachrichtendienst der G.d.M.

Palermo, 1238

Wer, aus dem Norden kommend, den Kaiser auf Sizilien besucht, an seinem prunkvollen Hof in Palermo mit den prächtigen Marmorsälen, wo Gäste aus aller Welt sich versammeln, bewundert nicht zuletzt den herrlichen Tierpark, den der Hohenstaufe sich hier anlegen ließ. Löwen, Leoparden, Kraniche, Pelikane, Strauße, Kamele, ein Elefant und eine Giraffe werden hier gehalten.

In Europa sind Tiergärten ja sonst gänzlich unbekannt. Desto verbreiteter aber sind sie im Orient, wo fast jeder Fürst große Wildparks besitzt. Es hat sich dort eingebürgert, daß die Fürsten einander seltene und kostbare Tiere schenken. So besitzen die Kalifen heute ganze Menagerien. An bestimmten Tagen sind die Tiergärten auch für das Volk geöffnet.

Besonders berühmt war der Tiergarten al-Hir bei Samarra. Dort wurden die Tiere nicht in Käfigen gehalten, sondern liefen in Freigehegen umher, die mit tiefen Wassergräben umgrenzt waren. Heute existiert jener Garten nicht mehr. Die Tiere wurden in den Tiergarten von Bagdad gebracht. Aber nicht nur Bagdad, sondern jede Hauptstadt der islamischen Länder besitzt einen Zoologischen Garten.

Blumenkränze für Herren

Zierlichkeit und Eleganz bestimmen die Mode

Von unserer Modeberichterstatterin

Köln, 1235

Das ritterlich-höfische Leben mit seiner Forderung nach verfeinerter Vornehmheit und eleganten, zierlichen Formen, aus dem südfranzösischen Kreise der Troubadours erwachsen, hat auch der Mode ihren Stempel aufgedrückt. Besonders auffallend ist, daß die Kleidung des Ritters sich an die Tracht der Frau sehr stark angeglichen hat.

Auf unserer Abbildung zeigen wir eine Dame im Kleid, das am Halsausschnitt, an den Ärmeln und am Saum mit einer Borde versehen ist. Darüber wird ein ärmelloses Übergewand getragen, das mit der Hand gerafft wird, um das Kleid zu zeigen. Der halbkreisförmige Tasselmantel ist pelzgefüttert. Seinen Namen hat er von dem Verschluß, der aus zwei Metallscheiben und einer





Kette besteht. Die verheiratete Frau trägt über ihrem gelockten Haar das ›Gebände‹, eine Kopf und Kinn umschließende Leinenbinde, während junge Mädchen ihr Haar mit einem Blumenkranz oder einem Metallreifen schmücken.

Ganz ähnlich ist die Kleidung der Herren. Auch sie tragen — wie unsere Abbildung verdeutlicht — ein kleidartiges Gewand, das allerdings nur bis an die Knöchel reicht. Ihr Haar ist ebenfalls gelockt, wenngleich kürzer, und wird nicht selten mit einem Blumenkranz geschmückt. Zum Turnier und im Kampf allerdings erscheinen die Herren (Bild rechts) im Ring- oder Kettenpanzer, über dem der seidene Waffenrock getragen wird.

Eine schöne Frau muß blonde Locken haben, zarte rosige Wangen, blaue Augen, rote Lippen, eine schlanke Taille und kleine Füße mit zierlichem, hohem Spann. Das ist das Ideal, das unsere Dichter uns darstellen.



Kastell Catania

Wortkarg, schwer und von herber Sachlichkeit sind die Burgen und Kastelle, die Kaiser Friedrich II. auf Sizilien errichtet hat. Starke Besatzungen sind in ihnen untergebracht, und zugleich sind sie die Sitze der kaiserlichen Verwaltungsbeamten. Unser Bild zeigt das Kastell Catania am Ätna. Es ist quadratisch angelegt mit einem quadratischen Innenhof. Acht Türme umklammern die wuchtige Anlage. Übers ganze Land hat Friedrich solche Bollwerke verteilt. An ihnen muß jeder Aufstand zerschellen.

Die Mongolen ziehen sich zurück

Bei Liegnitz haben sie ein deutsches Ritterheer aufgerieben

Von unserem Berichterstatter

Liegnitz in Schlesien, 1241

Wie durch ein Wunder ist Europa noch einmal verschont worden: Trotz ihres Sieges bei Liegnitz über ein deutsches Ritterheer sind die Mongolen nicht weiter nach Westen vorgedrungen. Völlig überraschend haben sie sich weit nach Osten zurückgezogen, nachdem sie in Mähren noch einmal auf Widerstand gestoßen waren. Bei Liegnitz ist der Piastenherzog Heinrich II. von Schlesien, der sich den Mongolen entgegenstellte, an der Spitze seiner Truppen gefallen.

Im April betraten mongolische Reitertruppen unter Führung der Dschingis-Khan-Enkel Peydar und Kajdan zum ersten Male deutschen Boden. Ihr Vormarsch hatte sie durch ganz Rußland und Polen geführt. Als sie sich der böhmischen Westgrenze näherten, wollte Heinrich ihnen den Weg abschneiden. Die Hilfe einheimischer Landtruppen und deutscher Ordensritter und vor allem die Waffenbrüderschaft König Wenzels war ihm sicher. Statt aber die Ankunft der Verbündeten abzuwarten, trat er den Mongolen allein entgegen.

Schon gleich bei Beginn der Schlacht zeigte sich die hohe technische und strategische Überlegenheit der Mongolen. Obwohl geringer an Zahl, brachten die Mongolen auf ihren kleinen beweglichen Pferden die Reihen der schwergepanzerten Ritter in Verwirrung. Die Folge war eine katastrophale Niederlage. Das Ritterheer wurde nahezu vernichtet.

Die Mongolen verdanken ihren Sieg nicht zuletzt ihrer Taktik. Wie immer rollte ihr Angriff wie ein Uhrwerk ab. Vorneweg zwei Reihen gepanzerter Reiter mit Schwert und Lanze. Dahinter drei Reihen ungepanzerter Reiter, mit Bogen und Schleudern bewaffnet. Diese — leichter beweglich — eröffneten den Kampf. Durch die Lücken zwischen den ersten beiden Reihen stießen sie überraschend vor und verwirrten so die deutschen Reihen.

Unter ihrem Herrscher Ugetej, einem Sohn Dschingis-Khans, haben die Mongolen ein riesenhaftes Reich. Es erstreckt sich vom chinesischen Kin-Reich, dessen Eroberung vor fünf Jahren abgeschlossen wurde, über Rußland und Polen bis nach Deutschland. Alle ihre Eroberungen haben die Mongolen sehr gut vorbereitet: Immer schickten sie zuerst Spione, oft als Kaufleute getarnt, in das feindliche Land.

Äußerst genügsam durchziehen die Mongolen weite Strecken. Mit ihren kleinen schnellen Pferden sind sie überaus beweglich. Und jeder Mongole hat ständig einen wasserdichten und aufblasbaren Lederbeutel mit sich, mit dem Flüsse überquert werden können.

Freitod des Exkönigs?

Heinrich war sieben Jahre in Gefangenschaft

Nachrichtendienst der G. d. M.

Süditalien, 1242

Ein Leben, das glanzvoll und mit hohen Erwartungen begann, endete jetzt in entehrender Gefangenschaft: In Apulien starb als Gefangener der deutsche Exkönig Heinrich, der älteste Sohn Kaiser Friedrichs II. Seit sieben Jahren hielt der Kaiser seinen Ältesten, der sich gegen ihn empört hatte, gefangen.

Nur neun Jahre war Heinrich alt, als sein Vater ihn 1220 zum deutschen König wählen ließ. Der Junge wurde in Schwaben erzogen, während der nur um 15 Jahre ältere Vater in Sizilien lebte und dort ein starkes Reich errichtete mit einer ausgezeichneten Verwaltung. Bis zur Mündigkeit stand der junge Heinrich unter der Vormundschaft des Reichsverwesers Engelbert von Köln.

Den fünfzehnjährigen König verheiratete der Kaiser mit Margarethe von Österreich. Durch diese Verbindung des staufischen Erblandes Schwaben mit Österreich entstand im Süden des Altreiches eine neue Kräftegruppierung und ein neuer Schwerpunkt.

Im Jahre 1225 war Engelbert von Köln ermordet worden, und als zwei Jahre danach der Kaiser ins Heilige Land zog, übernahm Heinrich in Deutschland die Regierung. Aber er war kein so gewandter Diplomat wie sein Vater, sondern maßlos und wankelmütig. Schon bald überwarf er sich mit den Fürsten, weil er immer wieder seine Souveränität betonte. Schließlich empörte er sich sogar gegen den Vater, der ihn mehrmals scharf gemaßregelt hatte. Heinrich wollte sich und Deutschland vom Kaiser unabhängig machen.

Als Heinrich jetzt wieder einmal sein Gefängnis wechseln sollte — wie es heißt, sollte er begnadigt werden —, verunglückte er tödlich durch einen Sturz vom Pferde auf einem Gebirgspaß. Einige sagen, der Gefangene sei freiwillig in den Abgrund gesprungen.

Schwerer Schlag für den Kaiser

Von unserem Berichterstatter

In Norditalien, 1249

Einen schweren Schlag haben die Bolognesen dem Kaiser versetzt. In einem Treffen mit kaiserlichen Truppen gelang es ihnen, Friedrichs Lieblingssohn Enzio gefangenzunehmen. Bei der rücksichtslosen Härte, mit der der Kampf zwischen Kaiser Friedrich und dem mit den Lombarden verbündeten Papst geführt wird, ist eine Auslieferung des jungen Königs kaum denkbar.

Enzio ist ein außerehelicher Sohn des Kaisers von einem deutschen Mädchen, dem Friedrich sich in den Jahren seines ersten Deutschlandaufenthaltes zugewandt hatte. Im Jahre 1238 hat Friedrich ihn zum König von Sardinien ernannt.



Ein Relief vom Tod der Maria am Straßburger Münster

Das soeben vollendete Relief vom Tod Mariä gehört zweifellos zu den bedeutendsten Kunstwerken unserer Zeit. Es trägt schon die Merkmale des neuen gotischen Stils, der sich von Nordfrankreich aus jetzt auch in Deutschland durchsetzt. Das Tympanonrelief ist über dem Portal des südlichen Querschiffs vom Straßburger Münster.

Letzte Meldungen:

Die Sonne der Völker versank: Friedrich II. †

Von unserem Sonderberichterstatter

Fiorentino (Italien), 14. Dezember 1250

Auf dem Höhepunkt seines Kampfes mit dem Papst ist Kaiser Friedrich II. gestern in Fiorentino in Süditalien gestorben. Der Kaiser war kurz vorher an der Ruhr erkrankt; als er schon auf dem Wege der Besserung schien, war plötzlich ein Rückfall eingetreten. Friedrich, den seine Verehrer ›Wunder und Wandler der Welt‹ genannt haben, ist nur 38 Jahre alt geworden. Für das Reich ist der Tod dieses einzigartigen Herrschers ein schwerer Schicksalsschlag; Papst Innozenz IV. aber hat allen Grund zu triumphieren.

Wenige Tage vor seinem Tode hat Friedrich, von Gottes Gnaden Römischer Kaiser, König von Jerusalem und Sizilien, ein Testament gemacht: Sein Sohn Konrad, der deutsche König, soll außer dem Reich auch Sizilien erhalten, sein Sohn Heinrich Jerusalem oder das Arelat.

Als der Kaiser, den Papst Innozenz vor fünf Jahren für abgesetzt und zum Ketzer erklärt hatte, fühlte, daß sein Leben zu Ende ging, hüllte er sich in das graue Gewand der Zisterzienser und ließ sich die Sterbesakramente reichen. Wenig später ist er gestorben. Dazu sagt der Nachrichtendienst der Kurie in Lyon: Der »Verfluchte« habe »mit den Zähnen knirschend sich zerreißend und brüllend sein elendes Leben ausgehaucht«. Seine Freunde aber sagen: »Die Sonne der Völker, die Leuchte der Gerechtigkeit ist untergegangen.«

So wurde er geliebt und gehaßt, dieser vielleicht größte abendländische Kaiser, für den Deutschland zu einem Nebenland herabgesunken war. Er war nicht nur an der Politik interessiert, sondern mehr noch an Wissenschaft, Philosophie, Religion und Dichtung. Sein Hof in Palermo war ein Zentrum geistigen Lebens. Und der Kaiser selber hat ein großartiges Werk über Vögel und Vogeljagd geschrieben, in dem zum erstenmal auf diesem Gebiet an die Stelle dunklen Aberglaubens wissenschaftliche Erkenntnisse gesetzt werden.

Ursprünglich ein Werkzeug des Papstes — den ›Pfaffenkönig‹ hatten die Anhänger Ottos IV. den jungen Friedrich geschimpft — war er, als er die staufische Politik Barbarossas und Heinrichs VI. wiederaufnahm, in einen immer schärferen Gegensatz zur Kurie geraten. Er mußte den dritten großen Kampf des Reiches gegen das Papsttum führen. Und diesmal war es ein Kampf auf Leben und Tod.

Mit aller Kraft hat dieser Hohenstaufe noch einmal ein Kaisertum vertreten, das Anspruch erhob auf die weltliche Führung des Abendlandes. An der Idee des Kaisertums, wie sie von Karl dem Großen entwickelt und von Otto dem Großen wiederaufgenommen worden war, hielt er fest. Dabei schien es ihm, dem Sohn einer Sizilianerin, wohl nicht entscheidend, ob diese Idee von Deutschland oder von Sizilien aus verwirklicht werden würde. In Sizilien hat Friedrich — aufbauend auf dem Erbe der Normannen — einen straff zentralistisch verwalteten Staat errichtet. Als er nach diesem Muster seine Macht einheitlich über ganz Italien ausdehnen wollte, stieß er auf den Widerstand des Papstes.

Aber schon im Jahre 1220 hatte Friedrich sich gegen den Papst gestellt. Damals ließ er seinen ältesten Sohn, Heinrich, zum deutschen König wählen. Das aber stand im Widerspruch zu jenem Versprechen, das der junge Friedrich acht Jahre vorher Papst Innozenz III. hatte geben müssen: nämlich Sizilien niemals mit dem Reich zu vereinen. Das aber war im Jahre 1220 doch geschehen. Denn Friedrichs Sohn Heinrich war schon seit seinem dritten Lebensjahr König von Sizilien. Damals aber erhob der Papst — es war der milde Honorius III. — keinen Einspruch. Erst der mächtige Gregor IX., der die Politik Innozenz' III. wiederaufnahm, wehrte sich gegen den immer mächtiger werdenden Friedrich. Zweimal tat er den Kaiser in den Bann, und mit seinen Schlüsselsoldaten fiel er in kaiserliches Land ein, als Friedrich in Jerusalem war. Unter Gregors Nachfolger, Innozenz IV., ging der Kampf weiter, bis jetzt der Kaiser so völlig überraschend starb.

Deutschland hat an diesem Kampf kaum noch teilgenommen. Es war unter den Fürsten längst eigene Wege gegangen. Dennoch zeigten sich auch in Deutschland Auswirkungen des von beiden Seiten so erbittert geführten Streites: Von den geistlichen Fürsten war 1246 der Thüringer Landgraf Heinrich Raspe zum Gegenkönig gewählt worden und nach dessen Tod Graf Wilhelm von Holland.

Konrad IV. will nach Süditalien

Von unserem Berichterstatter

Nürnberg, 1250

Konrad IV., der Sohn Kaiser Friedrichs II., ist fest entschlossen, sich sein Erbe zu erkämpfen. Während im Königreich Sizilien sein Bruder Manfred die Regierung übernommen hat, bereitet Konrad einen Italienzug vor. Zur Finanzierung des Feldzuges nach dem Süden verkauft oder verpfändet er die letzten Besitzungen der Hohenstaufen in Deutschland. Sobald er ein Heer zusammengestellt hat, will er über die Alpen.

SCHLANK *werden – ist Erfolgs-wichtig!*

Ich verlor 5 Pfund in der ersten Woche



Es kostete mich meine Stellung. Dabei war es ein gutes Geschäft. Aber als Verkäuferin kommt es vor allem auch auf die Figur an. Man sagte es mir natürlich nicht, als man mir kündigte. Aber ich merkte es doch.

Und mein Gewicht war mir auch sehr hinderlich, als ich mir eine neue Stellung suchen mußte. Sogar mein Bruder ärgerte mich damit. Aber er half mir dann auch. Und unterstützte mich in dieser schlechten Zeit finanziell.

Natürlich sagte ich ihm nichts davon, daß ich von seinem Geld eine Schlankheits-Kur machte. Aber ich hatte begriffen, wie wichtig es für mich ist. Und deshalb machte ich die Kur mit Cocos auch ganz. Zumal es gar nicht viel kostete. Denn weil Cocos meinen Appetit einschränkte, sparte ich das einfach an Essen. Und hatte sogar noch ein paar Pfennige übrig.

Ich fand auch bald wieder eine neue Stellung. Da mußte ich den ganzen Tag auf den Beinen sein. Aber ich fühlte mich viel wohler. Weil ich von Tag zu Tag merkte, wie ich schlanker wurde. Und auch körperlich keine Beschwerden hatte. Bald schon konnte ich mich in der Firma verbessern.

Als ich dann eine Kollegin sah, der es genauso erging wie mir, da machte ich sie auf Cocos aufmerksam. Erst hat sie mich doch ein wenig skeptisch angeguckt. Dann hat sie es jedoch einmal versucht. Und Erfolg gehabt. Ich gönne es ihr. Ich weiß ja, wie einem zumute ist, wenn man mit sich selbst und seinem Gewicht nicht mehr zurechtkommt.

Wenn ich heute mal schwimmen und tanzen gehe, fühle ich mich wie eine Feder. Und das macht nicht allein meine schlanke Figur. Ich bin auch eine ganz andere Frau geworden. Und das macht mich glücklich.

Leichter und glücklicher!

Es ist schon eine nette Sache, schlank zu sein. Nicht nur wegen der tausend Vorteile dabei für Sie. Fragen Sie einmal die Frauen und Männer, die es mittels Cocos bereits geschafft haben: Alle wurden glücklicher, nachdem sie wieder schlank sind.

Machen Sie es einfach nach, wie wir es Ihnen in dieser Geschichte erzählt haben. Es ist gar nicht kompliziert und viel einfacher, als Sie es heute noch glauben. Denn die Cocos-Schlankheits-Kur ist ein natürlicher Weg.

Die ganze Freude gehört Ihnen zuerst allein. Wenn Sie sich wohler fühlen. Wieder schlank werden. Besser aussehen. Und Ihnen von allen Seiten die Sympathien entgegenschlagen.

Geben Sie sich die Antwort selbst. Es lohnt sich. Auch für Sie. Schluß mit der Resignation. Fangen Sie an zu leben. Werden Sie schlank. Und Sie gehen glücklichen Tagen entgegen.

Erprobt und bewährt!

Ob Sie zu Hause, im Büro oder auf Reisen sind — die moderne Schlankheits-Kur ist ganz einfach. Und wird Ihnen nicht durch komplizierte Diät-Vorschriften lästig, sondern ist leicht zu nehmen, schmeckt gut und reguliert von Anfang an Ihre Verdauung und Ihren ganzen Stoffwechsel.

COCOS vermindert Ihr Übergewicht auf bequeme Weise. Nicht wie eine Hunger-Kur! Vielmehr erhält Ihr Körper ausreichend Vital-Wirkstoffe, die nötig sind. Sie haben also niemals „Hunger-Schmerzen", sondern können essen, was Ihnen schmeckt.

Und: Die Kur ist erprobt. Schon vom ersten Tag an fühlen Sie sich leichter, freier und frischer, auch im Kopf. Und nicht mehr müde und erschöpft, sondern viel jünger und leistungsfähiger — also wohler in jeder Beziehung!

Ein kostenloser 21-Tage-Test:

Tun Sie das für Ihre schlanke Linie, was erprobt ist und sich millionenfach bewährt hat. Schneiden Sie den Gutschein aus. Tun Sie das aber sofort! Weil Sie die erste Packung auf Probe erhalten. Sie können sich also ohne Risiko von Ihrem Übergewicht befreien. Wenn Sie unzufrieden sind, können Sie die angebrochene Packung bis zum 21. Tag zurückschicken. Wenn Sie aber zufrieden sind und die Packung behalten wollen, überweisen Sie einfach den Betrag. Falls Sie den Gutschein nicht ausschneiden können, schreiben Sie nur ein 10-Pf-Postkärtchen an:

Colex Andresen, Abt. 448 LF, Hamburg 1, Postfach

CoCoS

Jetzt auch in **Österreich:** Colex-Austria, Abt. 448 LF, Villach, Postfach 11

GUTSCHEIN

Eine Original-Packung
Cocos-Schlankheits-Kur DM 11,50

Sie erhalten die erste Packung auf Probe. Sie können also erst einen Versuch machen und auch die angebrochene Packung bis zum 21. Tag wieder zurücksenden. Wenn Sie zufrieden sind, die Packung behalten wollen, überweisen Sie einfach den Betrag.

Colex-Andresen, Abt. 448 LF, Hamburg 1, Postf.



MAMBO, eine Drei-Schritt-Folge im 4/4-Takt aus Cuba: Besonders reizvoll für rhythmisch Begabte.



RUMBA, heute klassischer Tanz lateinamerikanischer Herkunft. Seine maßvollen Figuren bewähren sich seit 40 Jahren auf unserem Parkett.



CHA-CHA-CHA, letzter Import aus Cuba, ist ein langsamer Mambo. Die dumpfen Bongo-Trommeln geben den sehr charakteristischen Takt an.

Freie Bahn für

Lateinamerikanische Kapellen beeinflussen den europäischen



IBO im 2/4-Takt stammt aus Haiti und verlangt besonders von der Dame Phantasie der Bewegungen. In Deutschland fand er wenig Anklang.



CALYPSO ist als Schlager beliebter denn als Tanz. Er ist ein sanfter Song zu tänzerischen Bewegungen. Bei uns konnte er nicht Fuß fassen.

den Rhythmus

Gesellschaftstanz — Folgt der Tanzunterricht dem neuen Tempo?

Wir stecken im Beginn einer neuen Tanzepoche. So wie der Walzer als ›Tanz des 19. Jahrhunderts‹ gilt, so wird der Gesellschaftstanz unseres Jahrhunderts nicht ohne die lateinamerikanischen Rhythmen denkbar sein. Die Rhythmusinstrumente der Orchester spielen eine immer größere Rolle. Die Schlagzeuge werden noch durch Bongos, Rumbanüsse, Sambarasseln ergänzt, und mitunter übernimmt nur noch ein einziges Instrument die Melodie. Die Überbetonung des Rhythmischen ist jetzt bei allen europäischen Tanzkompositionen zu beobachten. Wir gewöhnen uns immer mehr daran. In unseren Ohren klingt heute schon der Fox der 40er Jahre temperamentlos und ohne Phantasie.

Diese rhythmische Tanzmusik revolutioniert nicht nur unser Gehör. Sie revolutioniert unseren Tanzstil, ja sogar uns selbst. Denn sie kommt aus Ländern, wo man Leidenschaft noch ungehemmt ausdrückt. Wir Europäer sind ja seit Jahrhunderten dazu erzogen, nicht durch körperliche Gesten zu verraten, was unsere Seele bewegt.

Im Gegensatz zu den stets mit der Zeit wechselnden Tanzkünsten der Kulturvölker sind die Tänze der primitiven Völker bis heute lebendig geblieben. Wie lebendig, das merken wir, wenn wir ein Tanzlokal betreten. Denn immer, wenn uns der Tanzlieferant Amerika in den letzten 50 Jahren etwas Neues im Viervierteltakt aufs Parkett legte, hatte es seinen Ursprung bei den primitiven Völkern Lateinamerikas.

Wie nach dem ersten Weltkrieg erschütterte und erhitzte auch nach dem zweiten die Einfuhr wilder Tänze die europäischen Gemüter. Gab es damals ein ›Tangofieber‹, so fieberte man 30 Jahre später nach Boogie-Rhythmen. Nach beiden Kriegen kam es zu tänzerischen ›Tobereien‹ — mehr aus Auflehnung gegen die düstere Vergangenheit der Vergnügungslosigkeit als aus musi-

Fortsetzung Seite 49



Alle Fotos: Rosemarie Clausen

BAIAO ist eine Samba-Art, bei der die Dame viel allein tanzen muß. Die Samba gehört heute in jede Tanzstunde, sie ist leicht zu erlernen.

An die Redaktion

Fortsetzung von Seite 40

Ohne Liebe

Erik Verg versteht es meisterhaft, in seinen Berichten ›Ohne Liebe‹ die häufig komplizierten Tatbestände schrecklicher Jugendverirrungen in eine Sprache zu übertragen, die jedem verständlich ist. Er eröffnet manchem Leser Ausblicke, zu denen dieser allein vielleicht nie gelangt wäre. Vielleicht, das ist mein Wunsch für KRISTALL, trägt die Arbeit dazu bei, daß solche Fälle ohne Liebe seltener werden in unserer Welt!

Dr. Heinz HÜCKNER, Studienrat i. R., Berlin-Charlottenburg

Es ist Ihnen gelungen, in KRISTALL einen Stil zu entwickeln, der auch dem anspruchsvollen Leser zusagt. Irgendwie jedoch passen die ›Ohne-Liebe‹-Reportagen nicht zu diesem Niveau.

Rüdiger URBAN, Karlsruhe-W.

Ihre Ankündigung für ›Ohne Liebe‹ hat mich seinerzeit verstimmt. Aber dann sah ich, daß KRISTALL nicht das traurige Strandgut unserer Zeit sensationsfreudig auswalzt, sondern von höherer Warte aus dazu Stellung nimmt. Wenn die Serie als Buch erscheint, möchte ich schon heute eines bestellen.

Berthold WERNEKE, Offenbach

Diese Überschrift scheint mir falsch gewählt. Sie führt auf falsche Spuren. Menschen, die mit zuviel Liebe erzogen werden, haben es im Leben schwerer, weil sie weniger Widerstandskraft besitzen. Beobachtungsgabe, Diplomatie und ›Linie‹ dienen dem neuen Geschlecht besser.

Professor Dr. Joanna KRAFT-KALTHOFF, Sao Paolo, Brasilien

Erschüttert bin ich, daß Sie Ihre Spalten füllen mit Berichten über schauderhafte Verbrechen, die man vor wenigen Jahren gelesen hat und an die man nicht mehr erinnert werden möchte. *Fritz SUPPER, Hoya/Weser*

An der Darstellung dieser erschütternden Kriminalfälle soll meine Tochter später einmal die Züge unserer Zeit ablesen. Man spürt in jeder Zeile das Herz des Verfassers schlagen, und das ist ein seltener Gewinn für den Leser.

Ela von HEYNEN, Frankfurt/Main

Lehrer und Schüler

Durch Ihre Bildfolge bei der Professorenumfrage bin ich mit meinem ehemaligen Schüler, dem jetzigen Universitätsprofessor Dr. Siegfried Landshut, wieder in Verbindung gekommen. Das hat beiderseits große Freude ausgelöst. Immerhin nach 48 Jahren. Von all meinen Schülern ist gerade Landshut mir in der angenehmsten Erinnerung geblieben, weil er schon als Dreizehnjähriger ein herzensguter, stets fröhlicher Geselle war, genau wie sein Vater, der Architekt. Unser Briefwechsel hat meine in fünfzigjähriger Erziehertätigkeit gemachte Erfahrung bestätigt, daß der Grundcharakter eines Menschen sich nicht ändert, mag er erfahren, was er will, und mag er jung oder alt sein.

Richard SCHMOLZE, Studienrat i. R., Berlin SW 61

Preußens geistige Leistung

Ich habe mich über die Anerkennung der geistigen Leistung Preußens in KRISTALL sehr gefreut. Es stellt sich immer mehr heraus, daß dieser Beitrag größer war als die militärischen Leistungen Preußens. Das kann nicht genug betont werden.

Heinrich HINZ, Bund der Preußen in Braunschweig



BOOGIE ist für Jüngere mehr Sport als Tanz. Der Rock'n'Roll, eine Tanzform nach Boogie-Rhythmen, fand eine Zeitlang besessene Anhänger.

kalischem Temperament. Der Tanz ist also auch bei uns wieder ›Ausdruck innerer Erregung‹? Sicherlich, aber ohne Tradition, und deshalb manchmal ohne angeborene Grazie, wie sie dem Südländer eigen ist. Vom Menschen, der mit ›Haltung‹ und ›Beherrschung‹ erzogen wurde, werden als Tänzer rhythmische Zukkungen verlangt, kecke Hüftschlenker und zierliche Beinverdrehungen. Wenn die Kapelle nicht mit ihren Taktrufen wie ›Cha-Cha-Cha‹, ›Mambo‹ oder ›Samba‹ dem Tanzfreudigen das Erkennen der Tanzart erleichtert, beginnt für viele das Rätselraten auf der Tanzfläche. Ist es ein ›Ibo‹, ein ›Crebo‹, ›Konga‹, ›Baiao‹ — eine der vielen Eintagsfliegen der Schallplattenindustrie? Oder ein ›Rumba‹, eine neue Samba-art, ein Fünfschritte-Mambo oder ein Boogie, deren Rhythmen sich beharrlicher erwiesen? Man kann sie nur am Schlag, am Rhythmus unterscheiden. Und das kann nur, wer ein geübtes Ohr hat. Also gehe man in die Tanzstunde.

Tanzstunde? Mit Knicks, errötenden jungen Mädchen und schüchternen Jungen — eins-zwei-drei-gehen, eins-zwei-drei-drehen? So ist es seit der ersten Tanzstunde, die im Paris des sechzehnten Jahrhunderts abgehalten wurde, bis zum heutigen Tag geblieben. Schuld daran sind nicht die Lehrer, sondern die Schüler. Ein Tanzlehrer ergreift seinen Beruf schließlich aus Leidenschaft am Tanzen. Klar, daß er jeden neuen Rhythmus begeistert aufnimmt. Aber die Schülerbeine kommen nur langsam nach. Im Ohr dröhnt der Mambotakt bereits, da stolpern die Füße noch. Und haben sie den Calypso 'raus — da spielt ihn schon keine Kapelle mehr. Nun, die Fachorganisation regelt alles, auch das Vergnügen:

Denn auf dem Stundenplan der Tanzkurse stehen heute wie seit 40 Jahren die europäischen Standardtänze: Foxtrott, Slowfox, Langsamer und Wiener Walzer, Tango. Und seit 10 Jahren genormte Grundformen lateinamerikanischer Tänze: Rumba, Samba und Pasodoble. Boogies zum Beispiel, Rock'n'Roll, Menrinque, Mambo und jetzt auch seine langsame Form, der Cha-Cha-Cha, werden nur auf Wunsch gelehrt, denn sie verlangen mehr tänzerische Begabung, besonders von der Frau, als unser Gesellschaftstanz. Viele Takte lang muß sich die Frau einsam ohne männlichen ›Schutz‹ im Rhythmus der Musik bewegen. Für tanzmusikalische Talente war und ist das kein Problem. Doch der Gesellschaftstanz als Talentprobe ist eine Rückkehr ins Mittelalter, wo es vor- und nachtanzende Paare gab. Die Neuzeit — seit dem Beginn der demokratischen Strukturen in der Gesellschaft — aber hat auf ihrer Tanzkarte stehen: »Jeder kann mit jedem tanzen.« Und dabei wollen wir schließlich auch bleiben.

Also müssen wir in die Tanzstunde gehen. Dorthin, wo man den leichteren, aber selten getanzten Tango und Wiener Walzer lehrt — oder teuren Privatunterricht nehmen, wenn man alle acht Wochen einmal einen Abend lang tanzen will. Oder müssen wir uns damit zufriedengeben, nur als Zaungäste des Parketts den Durchbruch des folkloristischen Urwaldrhythmus mitzuerleben?

Eine amerikanische Tanzschule soll jetzt, zum Kummer ihrer deutschen Konkurrenz, ihre Tore in einer westdeutschen Großstadt öffnen — so lauten die Gerüchte, und sich gerade der Sorgen jener ›Zaungäste‹ annehmen. ›Am Abend auf den Ball, am Nachmittag in die Tanzstunde‹, so lautet ihre Parole. Man hat ja die ganze Ball-Nacht Zeit zu üben, was man nachmittags an neuesten Tänzen lernt. *c. h.*

Mehr Schutz für unsere Vögel!

VON HENRY MAKOWSKI



Vogelschicksal Eine furchtbare Gefahr lauert auf den Graureiher (oben und rechts) bei den Fischteichen. Auf Pfählen sind Tellereisen aufgestellt, die bereits bei leichter Berührung in den Fuß des anfliegenden Vogels schlagen. Fotos: Th. Umlauff/H. Makowski

Haben wir in Deutschland keinen Platz mehr für Raben und Eulen, Bussarde und Reiher? Tellereisen, Gifteier und Massenabschuß, Sammlerleidenschaft, Verständnislosigkeit und Aberglaube bedrohen sie. Unsere Gesetze reichen nicht aus, sie zu schützen.

An einem Fischteich, irgendwo in Deutschland, quält sich ein Graureiher langsam zu Tode. Als er auf einem Pfahl rasten wollte, schlug ein Tellereisen in seinen Fuß. Es gibt viele Tellereisen in Deutschland, und viele Reiher, Eisvögel, zuweilen auch durchziehende Fischadler, werden in ihnen auf grausame Art gefangen. Die Tellereisen werden mit gesetzlicher Genehmigung aufgestellt.

Wir haben in der Bundesrepublik ein Naturschutz-, ein Tierschutz- und ein Jagdgesetz. Aber sie alle sind lückenhaft. Der Gebrauch der mittelalterlichen Tellereisen ist ein Beispiel dafür. Das Aufstellen dieser Folterfallen ist zwar grundsätzlich verboten — doch gibt es eine Ausnahme: an teichwirtschaftlich genutzten Anlagen darf man Tellereisen zum Vogelfang aufstellen. Dabei hat man andere Möglichkeiten, um sich vor wirtschaftlichem Schaden durch Vögel zu schützen: durch Schreckschußapparate etwa, die die Vögel nicht verletzen, durch Körbe zum Lebendfang oder durch einen ausnahmsweise genehmigten Abschuß.

Eine zweite Lücke: Es ist verboten, Belohnungen für den Abschuß oder Fang von Greifvögeln — dazu gehören Bussarde, Sperber, Habichte — auszusetzen oder zu empfangen. Sobald aber jemand jagdberechtigt ist, darf ihm jeder Privatmann Prämien für den Abschuß von Greifvögeln zahlen, sogar von solchen, die durch Schonzeiten geschützt sind. Ein Taubenzüchter etwa darf nach Belieben Kopfgelder auf den Bussard setzen, obwohl der Mäusebussard zu unse-

Fortsetzung nächste Seite





Foto: Fischer-Wahrenholz

Eulen werden als ›Totenvögel‹ verfolgt, und in der Lüneburger Heide nagelt man sie noch heute ans Scheunentor, um den Hof vor Blitzschlag zu schützen.

ren besten ›Kammerjägern‹ gehört. Untersuchungen ergaben, daß Bussarde täglich sechs bis acht Mäuse fangen. Doch meldeten allein die Jäger aus Nordrhein-Westfalen in einem Jahr 6000 abgeschossene Mäusebussarde. Aus fünf anderen Bundesländern liegen ähnliche Abschußzahlen vor. Nur in Osnabrück sind Mäusebussarde jetzt sicher: Hier hat der Regierungspräsident eine Verordnung erlassen, die den Abschuß von Bussarden bis 1960 in seinem Bezirk verbietet.

Andere Gefahren bedrohen den Kolkraben, der in Deutschland nur noch in wenigen Gebieten (in Schleswig-Holstein und Bayern) brütet. Da sich Elstern und Krähen stark vermehrt hatten, griff man nach dem Krieg zu Gifteiern, um sie zu bekämpfen. Damit traf man aber auch



Foto: H. Makowski

Bis zu 50 Prozent der seltenen Kolkraben wurden in den letzten Jahren durch Gifteier getötet, die man für Krähen und Elstern ausgelegt hatte.

werden bewacht. Auch hier führen die eingesetzten Vogelwärter oft einen harten Kampf gegen Badegäste und Fischer, die nach alter Gewohnheit Vogeleier suchen. Gerichtsverfahren gegen die Eierräuber, sofern es überhaupt dazu kommt, werden in den meisten Fällen wegen Geringfügigkeit eingestellt. Die Störung des Brutgeschäftes aber, der Tod gerade geschlüpfter Vogelkinder, deren Eltern aufgescheucht wurden und die



Foto: H. Makowski

Sammlerleidenschaft macht auch vor dem Naturschutzgesetz nicht halt. Eier seltener Vogelarten werden in Sammlerkreisen schwarz gehandelt.

ungeschützt der prallen Sonne oder der Morgenkühle ausgesetzt sind, wird nicht bedacht.

Es gibt eine große Gemeinde von Sammlern, die nach Vogeleiern jagen wie andere Leute nach seltenen Briefmarken. Ihre Sammelleidenschaft macht vor dem Naturschutzgesetz nicht halt. Eine wichtige Schwarzhandelszentrale für Vogeleier ist West-Berlin. Denn in Mitteldeutschland leben noch seltene Vogelarten, die im Westen nicht mehr brüten. Der Grenzschmuggel mit Adlereiern, Eiern von Kranichen und Schwarzstörchen blüht. Bis zu 400 Mark zahlt man für ein Gelege des seltenen Schwarzstorches.

Für den Schutz der Vögel ist in den letzten Jahren und Jahrzehnten viel getan worden. Aber die Gesetze reichen nicht aus, um unsere großen und seltenen Vögel zu schützen. Wie lange noch werden wir auf Änderungen im Jagdgesetz und auf eine wirksame Überwachung der Naturschutzbestimmungen warten müssen, welche die unwürdige Behandlung von Vögeln beenden und uns jene Arten erhalten können, die in Deutschland selten geworden sind?



ILLUSTRATION: KATJA HASSLER

Die Verschwörer starrten auf die drei Diktatoren. Sie begriffen nicht, was sie sahen. Sie glaubten, alles sei verloren.

Der Diktator war im ganzen Land verhaßt, und es fehlte nicht an Männern, die sich gegen ihn zusammentaten. Da jedoch die geheime Polizei alle Bürger streng überwachte, blieben die verschworenen Gruppen klein und wußten nichts voneinander.

Als die Gruppe Tabura erfuhr, der Diktator werde nächstens eine Abordnung von Bauern empfangen, schien ihr das eine gute Gelegenheit. Die sechs Bauern, je einer aus den sechs Bezirken des Landes, würden am Vorabend des Empfangs in der Stadt ankommen, gemeinsam in einem Gasthaus übernachten und am nächsten Morgen vor den Diktator treten. Der Plan war nun folgender: Sechs Verschwörer sollten sich gleichfalls in das Gasthaus einmieten, die Bauern überwältigen und an ihrer Statt zur Audienz fahren — zur letzten Audienz des Diktators.

In jedem Landesteil sprach man eine besondere Mundart, und der Diktator kannte sie alle, denn er war Pferdehändler gewesen, ehe er Diktator wurde. Fünf dieser Mundarten glaubhaft nachzuahmen, trauten die Verschwörer sich zu, aber die sechste meisterte keiner; sie hörte sich verquetscht an und gaumig, sie reizte zum Lachen. Da wollte es der Zufall, daß ein auswärtiger Konspirant meldete, er habe für die gerechte Sache einen Mann gewonnen, der alle Mundarten beherrschte, auch jene drollige. In aller Eile schrieb man ihm, er möge den Sprachkünstler schicken.

An dem vorbestimmten Tag trafen die Bauern nacheinander ein, sonntäglich gekleidet, mit gestutztem Haar, und als der letzte erschienen war, setzten sie sich zum Abendbrot. Es war ihnen unbehaglich zumute; sie mochten den Diktator nicht und hatten wenig Freude daran, vor einem Mann zu erscheinen, der sie ausspreßte. Nachdem sie aber, klagend, wie elend der Bauernstand lebe, und prahlend, wie üppig ihr Boden trage, eine Unmenge Wein getrunken hatten, kamen sie in bessere Laune. Gegen Mitternacht taumelten sie zu ihren Zimmern, sanken ins Bett und schliefen wie die Bären.

Um nicht aufzufallen, hatten die Verschwörer zu unterschiedlichen Zeiten in dem Gasthof Quartier genommen, zwei sogar schon am Abend vorher. Auf ihren Betten sitzend, hörten sie zufrieden das täppische Poltern der Bezechten. Nur eines machte ihnen Sorge: der sechste Mann, der von auswärts Erwartete, war noch nicht da. Spät in der Nacht aber klopfte es leise an ihre Türen; da wußten sie, daß er gekommen sei

Als der Morgen graute, erhoben sie sich und gingen ans Werk. Fünf von ihnen hatten es leicht. Sie drangen in unverschlossene Zimmer, sie knebelten und fesselten ihren Mann, ehe er recht begriff, was ihm geschah. Danach zogen sie die hingestreuten Sonntagsanzüge an und mühten sich, ihr Gesicht dem ihres Opfers anzuähneln. Einen Knebel im

Audienz

VON KURT KUSENBERG

Mund, hilflos und zornig, mußten die Bauern mit ansehen, wie man mit Schminke, Mastix und falschen Schnurrbärten ihr Aussehen stümperhaft nachahmte. Ihr Zorn wurde nicht geringer, als die Verschwörer sie hinterher in den Kleiderschrank sperrten.

Der sechste Verschwörer — jener, der spät in der Nacht eingetroffen war — hatte hingegen kein Glück. Wohl schlich er sich unbemerkt in das richtige Zimmer, wohl fand er einen Schnarchenden vor; als er aber Hand an ihn legte, fuhr der Bauer aus den Laken und schlug ihn blitzschnell nieder. Nun war dieser Bauer, Pedro hieß er, von allen der Jüngste und stark wie ein Ochse — doch das allein erklärt des Verschwörers Niederlage nicht. Es stand vielmehr so, daß Pedro am Vorabend nicht Wein getrunken hatte wie die anderen, sondern Schnaps. Darum war er jetzt hellwach, bei Kräften und zugleich noch völlig betrunken. Er sprang auf und besah sich den Mann, der da ohnmächtig am Boden lag. Als er in seiner Linken einen Strick entdeckte, tat er an ihm, was jener vorgehabt, und warf den Gefesselten aufs Bett.

Schlafen mochte er nun nicht mehr. Er wusch sich, rasierte sich, zog seinen Anzug an. Um acht Uhr pochte der Hausdiener an die Tür und rief, der Wagen stehe bereit. Als er die Treppe hinabstieg, traf er unterwegs seine Zechgenossen. Es kam ihm vor, als hätten ihre Gesichter sich ein wenig verändert; doch er schob es auf den Schnaps, den er in sich spürte.

Draußen stand der Wagen, eine gewaltige Staatskarosse, mit vier Pferden. Vor dem Palast des Diktators stiegen die Männer aus und schritten die breite Treppe empor, vorbei an Soldaten, die links und rechts Spalier standen. Sie gelangten in einen Vorraum, wo sechs junge Offiziere auf sie warteten. Die Offiziere salutierten höflich, aber dann durchstöberten sie die Besucher bis unters Hemd; sie tasteten sogar die Schuhe ab und ließen sich die Mundhöhlen zeigen. Nur Pedro, der Betrunkene, störte den Ablauf der Visitation. Als der Offizier ihm in den Mund sah, hauchte er ihm seinen Schnapsatem entgegen, und als jener ihn abtastete, gab er sich für überaus kitzlig; er wand sich geziert hin und her, kicherte albern und puffte den Offizier in die Seite.

Befremdet sahen die Verschwörer mit an, wie ihr Gefährte sich aufführte; sie schalten sich im stillen, daß sie einen solchen Possenreißer eigens von auswärts hatten kommen lassen. Die Offiziere führten die Männer durch lange Korridore bis an die Tür des Raumes, in dem der Diktator Abordnungen zu empfangen pflegte.

Der im Rang höchste Offizier der Leibwache, ein Oberst, öffnete die Tür und ließ die Besucher eintreten. Sie kamen in einen großen schmucklosen Saal, der keine Fenster hatte und sehr hell beleuchtet war. Am Ende des Saales saß der Diktator hinter seinem Schreibtisch. Davor, aber in gehöriger Entfernung, standen sechs Stühle. Langsam, feierlich, schritten die Männer auf den Diktator zu. Er war ein stämmiger Mann, bleich, mit schwarzem Haar und schwarzem Bart; sein dunkler Anzug hatte einen guten Schnitt. Während die Verschwörer sich setzten, hörten sie erleichtert, wie hinter ihnen der Oberst den Saal verließ Sie hatten schon gefürchtet, die gesamte Leibwache werde sich um den Diktator scharen. Es stimmte also gar nicht, daß er so vorsichtig sei.

Doch, es stimmte. Der Mann nämlich, den sie da vor sich hatten, war nicht der Diktator, sondern ein Doppelgänger. An eben diesem Tag sollte erprobt werden, wer den Diktator besser spiele: der Doppelgänger da am Schreibtisch oder ein anderer, der draußen wartete, daß an ihn die Reihe komme. Der Diktator selbst saß nebenan in einer kleinen, dunklen Kammer und beobachtete durch ein verborgenes Fenster die Audienz.

Der Doppelgänger hielt eine Ansprache, die den Tonfall des Diktators leidlich traf. Dann setzte er sich und gab seinen Besuchern das Wort. »Redet offen mit mir«, sprach er. »Teilt mir eure Sorgen mit, eure Bedenken, eure Beschwerden. Ich verspreche euch, daß ich alle Mißstände beseitigen werde.«

Da die ganze Diktatur ein Mißstand war, hatte es wenig Sinn, von kleinen Übeln zu reden. Zudem hörte sich die Einladung zur Offenheit verdächtig an. Aber die Verschwörer hatten sich auf das Spiel vorbereitet. Einer nach dem anderen standen sie auf, priesen die Regierung und brachten Beschwerden vor, die des Erwähnens nicht wert waren — so etwa, daß die neu eingeführten Kuhglocken mit dem Staatswappen einen unreinen Klang hatten. Der Diktator hörte sich alles an, mit gewichtigem Kopfnicken, und schrieb einiges auf.

Pedro war indes nicht nüchterner geworden. Er machte keinen Hehl daraus, daß das Gerede ihn langweile. Anfangs rutschte er bloß unruhig auf seinem Stuhl herum, als vertrage er das Sitzen nicht; später gähnte er laut, ohne die Hand vor den Mund zu halten, und schließlich kam ihm ein kindischer Einfall: Jedesmal, wenn der Redende einen Satz schloß, sagte Pedro halblaut, doch vernehmlich: »Punkt. Sehr gut.« Den Verschwörern lief es kalt über den Rücken; die Männer neben Pedro stießen mit dem Fuß nach ihm, aber es half nichts. Pedros schlechte Manieren hatte der Doppelgänger nicht beachtet; Bauern, dachte er, sind eben Bauern. Den Unfug jedoch, den der Bursche jetzt anstellte, konnte er nicht hinnehmen. Er wies den Störenfried aus dem Saal.

Pedro sprang sofort auf und durchquerte mit langen, lauten Schritten den Raum. An der Tür drehte er sich um und rief: »Beschwerden? Ich beschwere mich, daß man in dieser

Fortsetzung nächste Seite

Die letzte Audienz

Fortsetzung von Seite 55

Stadt schon am frühen Morgen überfallen wird. Das nenne ich keine guten Sitten!«

Er hätte sicherlich noch mehr geredet, Ärgeres, aber da öffnete sich die Tür, und der Oberst der Leibwache trat ein.

»Führen Sie den Mann auf die Straße!« rief der falsche Diktator. »Er scheint betrunken zu sein.« Der Oberst schob Pedro hinaus und schloß die Tür.

Man kann sich denken, wie es in den Verschwörern aussah. Nun hatten sie Gewißheit, daß Pedro nicht zu ihnen gehöre, daß er einer von den sechs Bauern war; sie mußten mit dem Schlimmsten rechnen.

Der Oberst brachte Pedro nicht weit. Er beging unterwegs den Fehler, ihn beim Arm zu fassen wie einen Übeltäter, und das vertrug der junge Bauer nicht. Als sie durch einen halbdunklen Gang kamen, schlug Pedro den Oberst nieder; dann schnitt er mit dem Degen den Leibgurt in Streifen und fesselte den Ohnmächtigen — er hatte ja Übung darin.

Um zu Haus erzählen zu können, wie der Diktator wohne, entschied Pedro sich nun für einen Rundgang durch den Palast. Er wanderte treppauf, treppab, über lange und kurze Gänge, er schaute in große Säle und kleine Zimmer. Damit man ihn nicht höre, hatte er seine Schuhe aufgezogen und trug sie in der Hand. Seine Umsicht war lobenswert, doch unnötig, denn alle Palastbeamten und alle Wachtposten waren zu einem Appell befohlen worden, damit keiner die beiden Doppelgänger des Diktators zu Gesicht bekomme.

Ohne es zu ahnen, gelangte Pedro erneut in die Nähe des Audienzsaales. Als er, vorsichtig, um eine Ecke spähte, sah er etwas Seltsames. Aus einer schmalen Tapetentür glitt der Diktator hervor und blieb wartend stehen. Wenige Minuten später öffnete sich eine andere Tür, eine richtige, größere, und ein zweiter Diktator trat heraus, dem anderen zum Verwechseln ähnlich.

»Wie war ich?« fragte er den ersten Diktator.

»Recht gut«, antwortete jener. »Aber der Bauer war auch gut.«

Der zweite Diktator lachte auf. »Betrunkene sind immer gut, sie spielen sich selbst.«

»Los — es geht weiter!« sagte der erste Diktator. Er öffnete die Tür, durch die der andere gekommen war, und trat ein. Zugleich verschwand der zweite Diktator hinter der Tapetentür.

»Nicht zu glauben!« murmelte Pedro. »Ist es der Schnaps von gestern oder habe ich wirklich zwei gesehen?« Er beschloß, der Sache auf den Grund zu gehen.

Unterdessen war im Audienzsaal folgendes geschehen. Wie verabredet, hatte der erste Doppelgänger sich für einen Augenblick entschuldigt und den Raum verlassen, damit der andere Gelegenheit habe, den Diktator zu spielen. Kaum war er draußen, flüsterten die fünf erregt miteinander. Denn sie fürchteten, der betrunkene Bauer habe unterwegs noch mehr ausgeplaudert und den Argwohn des Obersten geweckt. Ehe sie sich aber einigen konnten, ob man nunmehr den Diktator überwältigen solle oder nicht, erschien der zweite Doppelgänger, setzte sich und forderte sie auf, in ihren Berichten fortzufahren.

Der zweite Doppelgänger faßte seine Rolle ein wenig anders auf als der erste, doch nicht, um jenen auszustechen, sondern weil es seiner Natur entsprach. Er war nicht so kühl wie sein Vorgänger, er gab sich väterlich. Immer wieder unterbrach er die Redenden, ließ sich Einzelheiten genau erklären und bewies durch Fragen nach dem Ergehen der Familie, nach dem Zustand der Stallungen und des Viehs gütige Anteilnahme. Dieser plötzliche Wechsel im Verhalten des Diktators erschreckte die fünf, er war ihnen unheimlich. Sie nahmen an, der Diktator sei draußen über alles unterrichtet worden und treibe nun, bevor er zuschlage, ein höhnisches Spiel mit ihnen.

Indes war Pedro durch die Tapetentür eingetreten und befand sich in einem engen, dunklen Raum. So leise hatte er es gemacht, daß die beiden Männer, die ihre Köpfe an ein kleines Fenster drängten, seiner zunächst nicht gewahr wurden. Verblüfft blickte Pedro abermals auf zwei Diktatoren, und als er sich sachte vorwärts schob, sah er durchs Fenster noch einen dritten im Audienzsaal.

Das ist zuviel, dachte er. »Das ist zuviel!« sprach er laut, und die beiden Köpfe am Fenster fuhren erschrocken herum. Er packte die Männer am Kragen, den einen mit der linken, den anderen mit der rechten Hand. »Jetzt will ich alle drei nebeneinander sehen!«

Im Nu hatte er sie durch die Türen geschafft, in den Saal, und zerrte sie neben den zweiten Doppelgänger, der entsetzt von seinem Stuhl aufsprang. Auch die Verschwörer erhoben sich und starrten auf die drei Diktatoren. Sie begriffen nicht, was ihre Augen sahen, sie hatten die Empfindung, daß alles verloren sei, denn nun mußte ja wohl die Leibwache eingreifen.

In der Tat sprangen die Flügel der großen Tür auf, und die Offiziere drangen ein. Sie kamen aber nicht in der Absicht, dem Diktator beizustehen, sondern sie wollten ihn stürzen. Der Anschlag war schon lange geplant und endlich auf den heutigen Tag festgesetzt worden.

»Nieder mit dem Diktator!« schrien sie und liefen mit gezogenen Degen auf die falschen Bauern zu.

Die Verschwörer trauten ihren Ohren nicht, doch sie begriffen rasch. »Wir sind keine Bauern, wir sind Verschwörer!« riefen sie. »Nieder mit dem Diktator!«

Erst jetzt bemerkten die Offiziere die drei Diktatoren. Der wunderliche Anblick brachte sie durcheinander, denn sie wußten nichts von den Doppelgängern. Ganz heimlich hatte der Diktator die listige Maßnahme vorbereitet, als einen Schutz gegen alle, denen er mißtraute, und dazu gehörte auch die Leibwache.

Martani faßte sich als erster. Er trat auf die drei Männer zu, die einander so erstaunlich glichen, und fragte: »Wer ist nun der Diktator?«

»Ich nicht!« riefen alle drei wie aus einem Munde, und der echte Diktator setzte hinzu: »Ich sehe ihm bloß ähnlich.«

Da bekamen die Doppelgänger es mit der Angst zu tun. Sie deuteten auf den Diktator und riefen: »Der ist es!«

Der Diktator packte den einen Doppelgänger bei der Brust. »Dieser Hundesohn«, sprach er, »will mein Verderben, weil er mir Geld schuldet. Er weiß so gut wie ich, daß dieser da —« er zeigte auf den anderen Doppelgänger — »der Diktator ist!«

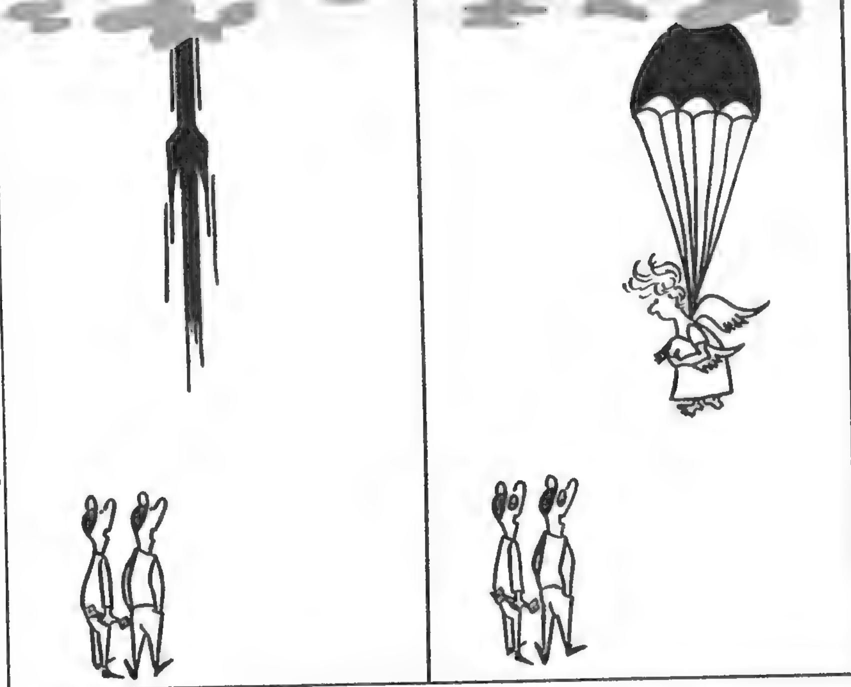
»Einer lügt«, sagte Martani, »und wer das ist, wird sich bald herausstellen.«

In diesem Augenblick hörte man draußen Getrappel von derben Schuhen. Durch die offene Tür polterten die Bauern herein, die sich inzwischen befreit hatten, und hielten jäh an, als sie die vielen Menschen erblickten. Zwei Offiziere, ein Major und ein Leutnant, mußten lang und umständlich erklären, bis ihnen aufging, was vorgefallen sei. Dann riefen auch sie: »Nieder mit dem Diktator!«, und es klang durchaus nicht gezwungen.

Die Offiziere und die Verschwörer nahmen die drei Männer in ihre Mitte und marschierten hinaus; die Bauern folgten ihnen.

Pedro stand allein im Audienzsaal. Er begriff nicht, warum sein Publikum sich von ihm gewandt hatte, und der dreifache Diktator blieb ihm nach wie vor ein Rätsel. Als er den Saal verließ, krachten im Hofe des Palastes die ersten Böllerschüsse, und an den Masten gingen neue Fahnen hoch.

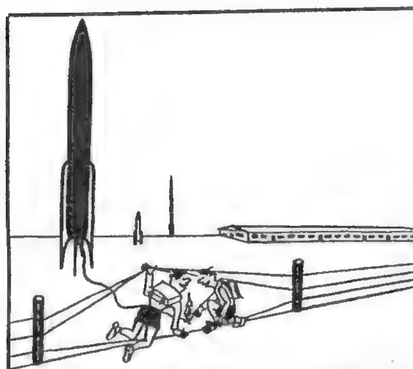
Pedro schüttelte den Kopf. »Ich fürchte, ich bin noch immer betrunken.«



Ohne Worte

Achtung, fertig, los!

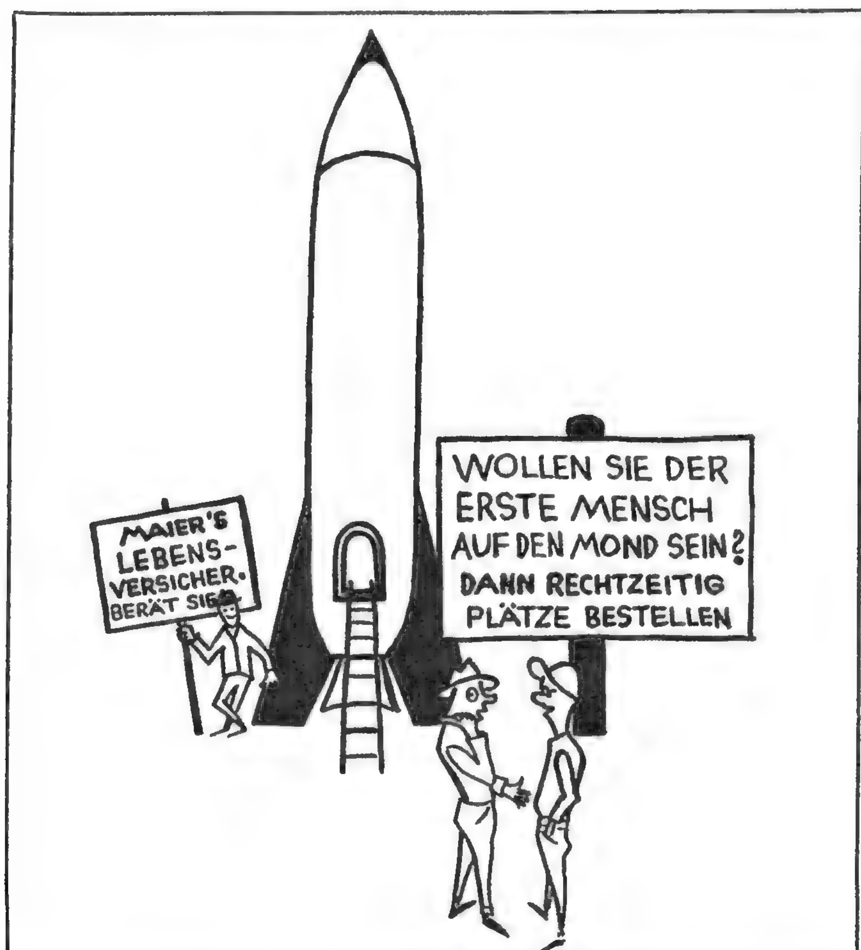
Gezeichnet von W. Schnabel



»Wenn die Experimentieronkels vom Frühstück zurückkommen, ist das Ding vielleicht schon längst auf dem Mond.«



»Wird 'ne tolle Sensation: Meine Wasserstoff-Superrakete ist für Deinen Pfiffi genau auf Maß gebaut.«



»Schätze, so lange der Vertreter von der Lebensversicherung da steht, kommt kein Mensch, und wir gehen mit unserer schönen Idee pleite.«

DARAN GLAUBE ICH

LUDWIG MARCUSE

Der französische Erzähler Anatole France berichtet in seinen Erinnerungen: Der erste Aufsatz, den er schrieb, habe den Titel gehabt ›Was ist Gott‹. Die Mutter wollte, daß er ein Fragezeichen dahinter setze. Er weigerte sich. Das sei überhaupt keine Frage; was Gott ist, sei bekannt... »Seit jener Zeit«, fügte France hinzu, »mache ich mehr und mehr Fragezeichen.« —

Ich kann mich nicht erinnern, daß mir je bekannt war, was Gott ist. Aber mit Anatole France sage ich: Ich mache mehr und mehr Fragezeichen... Wenn man zur Welt kommt, wird sie einem schnell vertraut. Je mehr man lernt, um so rätselhafter wird sie. Übersetzt man also Glauben mit Für-wahr-Halten — so wie Stifter philosophischer Systeme ihre Überwindungen der Sphinx für wahr hielten — dann glaube ich **nicht**. Ich sehe auf die großen Zeiten der Religionen und Metaphysiken mit Bewunderung. Aber kleinere Zeiten der im Schweiße ihres Angesichts glaubenden Epigonen machen mich eher ungeduldig.

Solch ein Bekenntnis ruft natürlich sofort das Wort Nihilismus auf den Plan. Man setzt als selbstverständlich voraus, daß jemand, der seinen Willen nicht mehr in einem Gott oder einem Weltgrund verankert — auch keinen hat und deshalb unzuverlässig ist. Wer sich aber über die Geschichte des Wortes ›Glauben‹ informiert, kann sehr leicht herausfinden, daß es erst ziemlich spät auf die Bedeutung ›Für-wahr-Halten‹ eingeengt worden ist. Ursprünglich steckte im Wort ›gilouba‹ auch Hoffnung, Begehren, Liebe. In diesem vergessenen Sinne des Wortes — glaube ich, oder wie man heute sagt, stehe ich zu etwas. Ich stehe zum Beispiel dazu: daß wir in Schande leben, solange nicht jedes menschliche Wesen seinen Hunger und Durst stillen kann, gegen Kälte und Hitze geschützt ist, auch gegen wilde Tiere und wilde Menschen. Ich würde diesen Glauben nie diskutieren, da er nicht Theorie ist oder Wissen, sondern Instinkt.

Ich habe also nicht den ganz großen Glauben. Ich habe jedoch eine Reihe von nicht so großen... Einsichten, die mir so einleuchtend erscheinen, daß ich mich von ihnen nicht mehr trennen kann. Zum Beispiel:

Ich kann mich nicht trennen von dem Glauben, daß die ewigen Beteuerungen, man wolle keinen Krieg, ›für die Katz‹ sind, selbst wenn Nobelpreisträger sie vorbringen. Ich glaube, daß es moralischer wäre, scharf darüber nachzudenken, welche Opfer gebracht werden müssen, um auf einem Weg zum Ziel zu kommen. Man will es zu billig — das heißt: durch Aufrufe, Manifeste und Adressen.

Ich kann mich nicht trennen von dem Glauben, daß die scharfsinnigsten Zergliederungen von Ideologien auf reaktionäre Elemente hin — zum Beispiel die Entlarvung einer Erkenntnistheorie als theoretischer Zaun um das Privateigentum — ohne jede Bedeutung sind für den leidenden Menschen. Ich glaube vielmehr, daß sie nur dem Schreiber helfen, das schlechte Gewissen zu beruhigen,



Foto: Rowohlt-Verlag

das wir alle mit Recht haben oder wenigstens haben sollten.

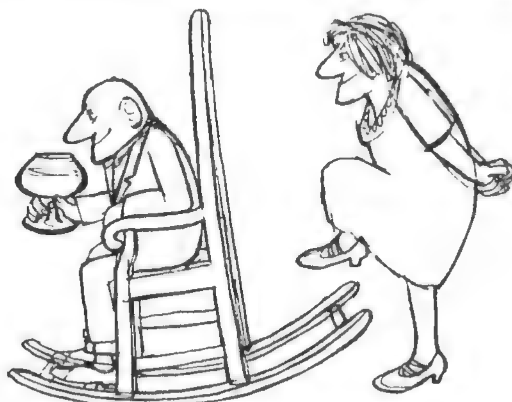
Ich kann mich nicht trennen von dem Glauben, daß das Wort überschätzt ist als Mittel zur Vermenschlichung des Menschen. Es gibt zu viele Worte — und zu viele Menschen, die sie entwerteten. Ich glaube hingegen, daß der wirksamste Weg das Beispiel ist. Er ist sehr unbeliebt bei Schriftstellern, die schreiben können — aber gegen das Geschriebene leben müssen. Weshalb sie dann auch alles dransetzen, die gewaltige Macht des Vorbildes lächerlich zu machen. Aber man sollte Albert Schweitzer — den Praktiker, nicht den Denker — auch dann preisen, wenn man nicht imstande ist, ihm zu folgen, obgleich man vielleicht viel schärfer denken kann als er.

Ich kann mich nicht trennen von dem Glauben, daß die politische Macht des Wortes heute eine Schriftsteller-Übertreibung ist — und vielleicht nicht erst heute —, die Selbst-Reklame eines Berufs. Sokrates' Satz ›Einsicht ist Tugend‹ ist die Erbsünde des Denkens — und der Stolz der Denker, die glauben, daß sie tugendhaft sind, weil sie denken können.

Und ich kann mich nicht trennen von dem Glauben, daß die kurzfristigen und begrenzten Humanisierungen jetzt besser sind als die langfristigen und universalen in spe, in Zukunft. Die Zukunftsmusik ist abhängig von Göttern, von denen wir nicht wissen, wie sie spielen. Das Essen, das ich in diesem Augenblick einem Bettler gebe, kann kein Stirnrunzeln der Dialektik zunichte machen.

Ludwig Marcuse ist Philosoph. Er lebt in einem kleinen Haus zwischen Ahornbäumen und Platanen in einem Vorort von Los Angeles und er lehrt an der südkalifornischen Universität Germanistik und Philosophie. Der heute 64jährige gebürtige Berliner studierte bei Heinrich Rickert, Georg Simmel und Ernst Troeltsch Philosophie. Als einer der bedeutendsten Theaterkritiker der Vor-Hitler-Zeit verließ er 1933 Deutschland. Fünf Emigrationsjahre verbrachte er in einem kleinen französischen Fischerdorf. Dann siedelte er 1939 in die USA über, wo er 1945 die Professur in Los Angeles annahm. Marcuse hat zahlreiche Bücher veröffentlicht: Biographien, philosophische und theaterwissenschaftliche Werke. »Das gelesenste und übersetzteste meiner Bücher«, sagt Marcuse, »hat den Titel: ›Ignatius von Loyola, Soldat der Kirche‹. Das ungelesenste und bei weitem beste heißt: ›Pessimismus — ein Stadium der Reife‹.« *v. z. M.*







OHNE Liebe

Der zehnte Bericht unserer Serie: Die Jugendkriminalität von heute

VON ERIK VERG

Norbert Wanger war ein Junge wie tausend andere. Aber dann geschah etwas, das ihn aus der gewohnten Bahn herausschleuderte, das ihm den Boden unter den Füßen fortriß. Und er stand da — allein, ohne Halt und ohne Liebe.

Eines Tages wird der elfjährige Franz Stöbich tot aufgefunden. Er ist mit Kleinkalibermunition erschossen worden. Vermutlich war der Täter demnach ein Jugendlicher. Zahlreiche Jungen aus Franz Stöbichs Nachbarschaft werden vernommen. Schließlich verhaftet man den 16jährigen Norbert Wanger, da in der Hosentasche des Toten eine Patrone aus Norberts Gaspistole steckte. Wochenlang sitzt Norbert im Polizeigefängnis. Die endlosen Verhöre und Anklagen gehen über seine Kräfte. Da gesteht er, ›er habe Franzl erschossen‹. Wenig später jedoch leugnet er wieder. Endlich gesteht er abermals.

Am 2. Februar 1957 finden Spaziergänger im Perlacher Forst in München einen mehrfach durchschossenen Koffer. Sie liefern ihn bei der Polizei ab. Diese entdeckt darin zwischen verschiedenen Kleidungsstükken eine Rechnung, die auf den Namen Peter Hössl ausgestellt ist.

Es stellt sich heraus, daß Peter Hössl der 16jährige Sohn eines Möbelkaufmanns aus der Gotthelfstraße ist. Die Gotthelfstraße liegt in Steinhausen, gar nicht weit von der Stelle, an der man den elfjährigen Franz Stöbich erschossen fand. Sollte Peter Hössl etwas mit dem Mord zu tun haben?

Der 16jährige Junge wird von der Polizei vernommen. Er erzählt eine abenteuerliche Geschichte. Am 29. November 1956 habe er seinem Vater 1000 Mark gestohlen und sei von zu Hause ausgerissen. Er habe sich den Koffer und neue Kleider gekauft und sei nach Hamburg gefahren, um dort auf ein Schiff zu gehen, das ihn nach Amerika bringen sollte. Aber noch vor der Abfahrt in München sei ihm der Koffer gestohlen worden, und er habe den Verlust — verständlicherweise — nicht gemeldet. In Hamburg habe er dann Angst vor seinem eigenen Mut bekommen und den Vater telefonisch gebeten, ihn zurückzuholen, was der Vater auch getan habe.

Diese Geschichte ist wahr und läßt sich nachprüfen. Nur eines daran stimmt nicht, Peter Hössl hatte den Koffer in Hamburg noch bei sich. Warum hat der Junge gelogen? Hat er wirklich etwas mit dem Mord an Franz Stöbich zu tun?

Der ›Fall Stöbich‹ wird nochmals aufgerollt. Nochmals erkundigt sich die Polizei bei dem Münchner Waffenhändler, der bei ihrer ersten Umfrage keine Auskunft geben konnte, ob er im Herbst 1956 eine ›Meisterbüchse‹ verkauft hatte. Denn inzwischen ist festgestellt worden, daß Franz Stöbich mit einer solchen Büchse erschossen worden ist. Der Waffenhändler hat unterdessen Inventur gemacht. Er sagt aus, daß er am 23. November eine Walther ›Meisterbüchse‹ verkauft habe. Der Käufer hieß: Peter Hössl aus der Gotthelfstraße.

Peter Hössl gesteht

Der Polizeikommissar sagt dem schmalen 16jährigen Jungen auf den Kopf zu, daß er den kleinen Franz Stöbich umgebracht habe. »Ja, ich war's«, gesteht Peter schluchzend. »Ich habe Stöbich erschossen — aber es war ein Unfall. Ich machte im Bombentrichter Schießübungen. Der kleine Franz Stöbich sah mir zu. Er bat mich, auch schießen zu dürfen. Ich erlaubte es ihm. Da kletterte er plötzlich auf den Rand des Trichters, um aufzupassen, ob auch niemand käme. Während ich nachlud, muß ich an den Abzug gekommen sein. Es hat geknallt, gab einen Schlag, und Stöbich ist vor mir umgefallen. Ich bin wie angewurzelt stehengeblieben und habe gesehen, daß der Bub blutete. Da habe ich mich so erschreckt, daß ich gleich das ganze Magazin auf ihn



Foto: J. E. Kovács

Endlich wieder frei! Überglücklich umarmt Norbert Wanger seine Mutter. Sie holt ihn aus dem Gefängnis ab. Zwölf Wochen war er unschuldig eingesperrt.

verschoß, damit die Sache nicht aufkommen konnte.«

So wurde durch einen Zufall — nämlich durch einen Koffer, auf den Hössl Schießübungen gemacht, und vorher vergessen hatte, seine Kleider herauszunehmen — der wirkliche Mörder von Franz Stöbich gefunden. In diesen Tagen verurteilte man ihn zu vier Jahren Jugendstrafe.

Norbert Wanger wird aus dem Gefängnis entlassen. Seine Mutter holt ihn mit Tränen in den Augen ab, und glücklich umarmt er sie.

Aber nun setzt um den 16jährigen Jungen ein ›Riesentrubel‹ ein. In großen Lettern steht sein Name in den Zeitungen. ›Zwölf Wochen unschuldig in Untersuchungshaft!‹ schreien die Schlagzeilen. Norberts Bild prangt in den Boulevardblättern und Illustrierten. Er ist der ›Held von München‹.

Norbert aber versteht das alles nicht recht. Die Öffentlichkeit feiert ihn. Sein Lehrherr aber will ihn nicht wieder aufnehmen. Auch in der Schule ist er unerwünscht. Was soll er tun? Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als Hilfsarbeiter zu werden. Er beginnt, Beton zu klopfen. Jeden Tag acht Stunden lang. Unermüdlich.

Aber nach zehn Tagen hält er es nicht mehr aus. Er schließt sich einer ›Einbrecherbande‹ an.

›Einbrecherbande‹ ist ein sehr hartes Wort. Zu der Zeit, als Norbert Wanger sich der Bande anschloß, war es eher eine Schar von Lausejungen, sonst nichts. Fünf Lehrlinge, der jüngste vierzehn, der älteste siebzehn. Keiner von ihnen war vorbestraft. Im Spätherbst 1956 hatten sie angefangen, gemeinsame ›Abendspaziergänge‹ zu machen, wie sie es nannten. Dabei waren sie einmal an einem offenen Parterrefenster vorbeigekommen. Auf der Fensterbank hatte eine Schachtel mit Schreibutensilien gelegen. Die hatten sie mitgenommen. Niemand traute sich, das Diebesgut zu behalten. Sie warfen es wieder fort. Dann fanden sie einmal einen nicht verschlossenen Opel-Rekord. Sie schauten hinein, sahen Werkzeuge und Wagenpapiere, nahmen sie mit und legten sie an der nächsten Straßenecke wieder an die Bordkante. Anfang Dezember 1956 endlich machten sie einen lohnenden Fang. Aus einem Volkswagen holten sie eine Nikolaustüte und verzehrten den süßen Inhalt.

Ähnlich ergebnislos verliefen sieben weitere Diebstähle, auch wenn ein Einsteigdiebstahl und ein Einbruch darauf schließen lassen mußten, daß aus den Lausbübereien eine gefährliche Gewohnheit wurde.

Im März trafen die kleinen Diebe mit Norbert Wanger zusammen.

Man kann sich vorstellen, was vorging. Da kam einer aus der Welt der wirklichen Verbrecher, auch wenn er selbst keiner war. Da kam einer, der der Bande ›Format‹ geben konnte. Man nahm ihn mit auf die abendlichen ›Spaziergänge‹.

Norbert wird wohl gespürt haben, was man von ihm erwartete. Denn es dauerte nicht lange bis er die ihm zugedachte Führerrolle übernahm. An einem Abend stahl er drei Mopeds.

Die Jungen wurden jetzt bedenklich aktiv. Im Laufe weniger Tage holten sie aus einem Neubau einen Mix-Motor, einen Fotoapparat, Eierkognak, Schallplatten, Bücher und wer weiß was noch alles heraus. Und jetzt warfen sie die erbeuteten

Fortsetzung nächste Seite

Ohne Liebe

Fortsetzung von Seite 61

Sachen nicht mehr fort, sondern behielten oder verkauften sie.

Als man sie erwischte und ins Verhör nahm, zeigte sich, daß man es trotz all ihrer Aktivität und kriminellen Energie nicht mit abgefeimten Verbrechern zu tun hatte. Sie leugneten nicht, sie verdrehten und beschönigten nichts, sondern gestanden Punkt um Punkt selbst die Taten, die man ihnen gar nicht vorgehalten hatte.

Der Richter fragt Norbert Wanger: »Und warum hast du dich dieser ›Einbrecherbande‹ angeschlossen?«

Und Norbert antwortet: »Ich hatte doch sonst keine Freunde mehr. Man wollte mich nirgends haben. Da bin ich zu ihnen gegangen.«

Eine tiefe Ausweglosigkeit liegt in seinen Worten.

Trotzdem werden Wanger und drei der anderen Jungen zu einem Jahr Jugendstrafe verurteilt. Die zwei kleineren Sünder kommen mit drei und vier Wochen Jugendarrest davon.

Oberamtsrichter Dr. Mantler gab ihnen aber eine Chance. Die Vollstreckung der Strafen wurde ausgesetzt. Norbert kam in ein Heim.

Noch einmal gab es einen Zwischenfall. Über Weihnachten und Neujahr durfte Norbert Wanger das Heim verlassen, um zu Hause den Jahreswechsel zu verbringen. Als der Urlaub vorüber war, ließ er sich von einem Kameraden verleiten, mit ihm in die Schweiz zu gehen. Aber in Friedrichshafen besann sich Norbert, ließ seinen Freund stehen und fuhr zurück nach München. Er ging zu seiner Großmutter, die in einem Altersheim wohnt, und fragte sie, was er tun solle. Die Großmutter rief im Heim an. Aber als die Oberin den Namen Norbert Wanger hörte, alarmierte sie sofort die Funkstreife, und ohne daß irgendein ersichtlicher Grund bestanden hätte, brachte man Norbert wieder ins Polizeigefängnis.

Oberamtsrichter Dr. Mantler hat sich glücklicherweise aber auch durch diese Exkursion Norbert Wangers nicht veranlaßt gesehen, die Bewährung zu widerrufen. Im Gegenteil. Er fand ein besseres Heim für ihn, eine Stätte, wo der Junge nun endlich seinem eigenen Wunsch entsprechend Elektrotechnik erlernen konnte. Dr. Till Burger hat dem Jungen inzwischen vorgeschlagen, seinen Namen ändern zu lassen, damit er aufhören kann, ein Mensch zu sein, bei dessen Erwähnung man die Polizei ruft.

Und wir hoffen — ich glaube, daß ich hier im Namen aller Leser sprechen kann — daß der Name Norbert Wanger nicht wieder genannt werden muß, daß seine Geschichte nie mehr erzählt zu werden braucht. Im Rahmen dieser Artikelserie mußte es noch einmal geschehen. Denn ich glaube, daß es notwendig war, einen Fall zu schildern, der besonders nachdenklich machen sollte. Norbert Wanger wuchs nicht ohne Liebe auf, wie Jolantha Dullmair. Er war auch nicht selbst ohne Liebe, wie Erich Göldner. Er war ein Durchschnittsjunge wie tausend andere, aus dessen Vergangenheit ›keine besonderen Gründe für sein späteres Verhalten ersichtlich‹ werden. Aber dann geschah ihm etwas, womit er nicht fertig werden konnte. Er wurde von einem Wirbel erfaßt, der ihm den Boden unter den Füßen fortriß, den Boden, in dem Liebe und Anständigkeit und die Begriffe von Gut und Böse wurzelten. Der Sechzehnjährige wurde überfordert. So augenfällig, daß sein Fall zu einem Musterfall



Foto: J. E. Kovács

Zu vier Jahren Jugendstrafe wurde der 16jährige Peter Hössl verurteilt. Er hatte einen 11jährigen erschossen.

wurde. Und wenn jemand aus der Jugendkriminalität von heute darauf schließen wollte, daß diese Jugend schlechter, charakterloser sei als irgendeine Jugend zu irgendeiner früheren Zeit, so sollte er sich die Frage vorhalten, ob sie nicht alle überfordert werden, die Zehn- und Elf- und Sechzehn- und Zwanzigjährigen. Nicht so eindeutig wie Norbert Wanger, aber dennoch. Geben wir ihnen Liebe und Verständnis und versuchen wir Erwachsenen, ihnen zu helfen, mit ihren Problemen fertig zu werden, statt den Zeigefinger zu erheben. Mehr können wir nicht tun.

Im nächsten Heft: Der Fall Scheffler. »Kommen Sie schnell, mein Bruder ermordet die Mutter«, ruft Renate.



Foto: J. E. Kovács

Auf dieser Anklagebank sitzen die Angehörigen einer ›Einbrecherbande‹. Rechts außen: Norbert Wanger. Er schloß sich der Bande an, weil seine früheren Freunde nach seiner Gefängnishaft nichts mehr von ihm wissen wollten.

Flüchtlinge und kein Ende

Eine Bildreportage für KRISTALL von Jutta und Jürgen Corleis



Tief verschleiert, das hilflose Kind auf dem Arm, so fliehen hier Mütter durch gnadenlose Wüstengebirge.

Schreckliches geschieht heute in Nordafrika: Menschen werden gejagt. Einzeln und in Gruppen fliehen sie aus Algerien nach Marokko und Tunis, so wie überall auf der Erde Menschen in Korea, in Südostasien, in den amerikanischen Südstaaten, in Arabien und Palästina, in Ungarn oder in Deutschland auf der Flucht waren oder sind.

In Marokko und Tunis füllen sie die Flüchtlingslager. Sechzigtausend Männer und Frauen sind es bis jetzt, die bis zu vierhundert Kilometer Nächte hindurch über die Berge des Südens marschierten, wo die Grenzen in die erhoffte Freiheit noch nicht mit Minensperren und elektrischem Draht abgesichert sind. Am hellen Tage verbargen sie sich im mageren Schatten eines Steines, der von einer unbarmherzigen Sonne zu brennender Glut aufgeheizt wurde. In der dunklen Nacht zitterten sie vor Frost und aus Angst vor der Begegnung mit ihren Verfolgern.

Unsere Fotografen, Jutta und Jürgen Corleis, haben in den letzten Wochen Flüchtlingslager an der algerischen Grenze aufgesucht und mit den Menschen gesprochen. Sie haben gesehen, wie sich das Internationale Rote Kreuz einschaltet, wie amerikanische Privatinitiative mit CARE-Paketen hilft, wie die Heimatlosen in Zelten und provisorischen Hütten untergebracht werden. Aber sie haben auch die tiefe Hoffnungslosigkeit dieser Menschen auf der Flucht erfahren. Denn womit auch immer man ihnen ihre Lage zu erleichtern versucht, sie bleibt, weil ohne Hoffnung, verzweifelt. *E. E.*

Ein europäischer Arzt (hinten rechts) kümmert sich um die Gesundheit der Flüchtlinge im Lager. Medikamente bekommt er mit Lastwagen geliefert. Aber das Wasser müssen die Flüchtlinge in Eimern fünf Kilometer weit heranschleppen. Für einen Eimer voll muß immer eine Gruppe von Trägern mobil gemacht werden.



Mehl und Trockenmilch, beides aus den USA, bilden die Hauptnahrung der Flüchtlinge, die unsere Fotografen in einem Lager bei Saidia im Norden des Landes nahe der Mittelmeerküste besuchten. Die Ärmsten sind auf diese Hilfe angewiesen, denn sie haben keine Möglichkeit, eigene Pflanzenkulturen anzulegen.

Ein kleiner Test mit großem Nutzen

Haben Sie ein gutes Gedächtnis? Tests haben ergeben, daß z. B. Zeugenaussagen schon nach wenigen Wochen nur noch zu 40 bis 50 Prozent mit früheren Aussagen übereinstimmten. Und amerikanische Psychologen behaupten sogar, daß von dem mühselig in langer Schulzeit erworbenen Wissen schon nach einigen Jahren rund 90 Prozent vergessen ist. Prüfen Sie doch gleich einmal mit unserem kleinen Test, wieweit die Spezialisten aus Amerika recht haben:

a) Wann und wo ist Goethe geboren?
b) Wo liegt der Bismarckarchipel?
c) Wer schrieb ›Die göttliche Komödie?‹
d) Wann regierte Barbarossa?
e) Wer ist der Erfinder des Fernsprechers?
f) Welches ist der größte Planet unseres Sonnensystems?
g) Wer ist Eugenio Pacelli?
h) Was versteht man unter Idiom?

Nun, sind Sie zufrieden mit Ihrem Gedächtnis und Ihrem guten Allgemeinwissen? Oder hat Sie diese kleine Prüfung ein wenig beunruhigt. Dabei sind diese Fragen nur ein ganz winziger Teil von dem, was man wissen muß, weil man sich keine Blöße geben darf. Denn das ist das Geheimnis der Erfolgreichen, die auf der Sonnenseite des Lebens stehen: Immer genau Bescheid und mehr als andere wissen, auf die vielen Fragen, die das Leben täglich an uns stellt, hieb- und stichfeste Antworten finden und schwarz auf weiß beweisen können.

Ein altbewährter Helfer

der sie dabei nie im Stich läßt, ist das Fackel-Lexikon, der Volksbrockhaus im wertvollen Halblederband. 150 Jahre Lexikonerfahrung halfen der Brockhausredaktion, ein Nachschlagewerk zu schaffen, das knapp und klar auf alles, was Sie wissen möchten, gute Antwort weiß. Rund 40000 Stichwörter und fast 1800 Spalten, 4000 Abbildungen und Karten im Text und auf 86 ein- und mehrfarbigen Tafel- und Kartenseiten sowie 127 Übersichten, Zeittafeln und Statistiken enthalten mehr an wichtigem Wissen, als die klügsten Köpfe der Welt Ihnen geben können.

Wer sich eine eigene Meinung bilden will, wer wissen möchte, wie die Dinge wirklich sind, wer beim Rundfunkquiz und Rätselraten, in der Unterhaltung und bei Diskussionen, am Arbeitsplatz und bei Schularbeiten schnell zuverlässige Daten, Angaben und Erklärungen braucht, der greift zum Fackel-Lexikon. Die übersichtliche Satzanordnung, die leichtverständliche Aussprachebezeichnung, die Hinweise auf Betonung, Beugung und Geschlecht machen es jedem leicht, sich vom Fackel-Lexikon guten Rat und sichere Hilfe zu holen.

Ein klarer Fall für kluge Köpfe

Das Fackel-Lexikon ist die mit farbigem Lederrücken und echter Goldprägung ausgestattete Fackel-Buchklub-Ausgabe des berühmten Volksbrockhaus. Zum günstigen Vorzugspreis von **nur DM 13,90** (oder gegen zwei bequeme Monatsraten à DM 6,95) gibt es der Fackel-Buchklub an seine Mitglieder ab.

Das ist aber nur ein Gewinn von vielen, die er seinen Mitgliedern bietet. Hier weitere greifbare Vorteile, die sich Bücherfreunde aus aller Welt nicht entgehen lassen:

- Monatlich einen beliebten und bekannten Roman als prächtigen Halblederband für **nur DM 3,90** plus Versandspesen.
- **Freie Wahl** unter mehr als 150 unterhaltenden, spannenden und belehrenden Büchern.
- Das sorgfältig ausgesuchte Programm wird **laufend durch neue Titel ergänzt.**
- Individuelle Betreuung — vierteljährlich kostenlos den reich illustrierten Klub-Kurier — Teilnahme an Preisausschreiben und Freundschaftswerbung mit vielen schönen Bar- und Sachpreisen — Schon nach einem Jahr Mitgliedschaft haben Sie Anspruch auf einen wertvollen Halblederband als kostenlose Treueprämie, wenn Sie dem Fackel-Buchklub ein weiteres Jahr angehören, außerdem auch noch auf einen besonders ausgesuchten Band als zusätzliche Treueprämie zu wesentlich herabgesetztem Preis.

Eine kleine Auswahl aus unserem Programm stellen wir Ihnen hier vor. Alle Bände sind mit farbigem Lederrücken und echter Goldprägung ausgestattet und kosten **nur DM 3,90:**

Sie tanzte nur einen Sommer v. P. O. Ekström
Der Glöckner von Notre-Dame von V. Hugo
Bergheimat von Ludwig Ganghofer
Frau im Zorn von John Sedges (Pseudonym von P. S. Buck)
Die Kreutzersonate von Leo Tolstoi
Der Schandfleck von Ludwig Anzengruber
Quo vadis? von Henryk Sienkiewicz
Die drei Musketiere von Alexander Dumas
Ben Hur von Lewis Wallace
Heideschulmeister Uwe Karsten von F. Rose
Unheimliche Geschichten von E. A. Poe
Soll und Haben von Gustav Freytag
Die Geier-Wally von W. v. Hillern
Goldene Flut von Frank Yerby
Der Kurier des Zaren von Jules Verne

Ein günstiges Angebot

Damit Sie sich ohne jedes Risiko von den Vorteilen des Fackel-Buchklubs überzeugen können, schlagen wir Ihnen vor:
Suchen Sie sich irgendeinen Band aus. Fordern Sie ihn kostenlos und völlig unverbindlich mit nachstehendem Gutschein auf

8 Tage zur Ansicht

an. Gefällt er Ihnen nicht, dann senden Sie ihn einfach zurück, und die Sache ist für Sie erledigt. Entspricht er Ihren Erwartungen — woran wir nicht zweifeln —, so behalten Sie ihn gleich als ersten Monatsband und Grundstock für Ihre künftige Bücherei.
Der Gutschein ist schnell ausgefüllt. Schicken Sie ihn gleich ab. Sie haben dann immer noch acht Tage, um in aller Ruhe Ihren Entschluß zu überprüfen.

FACKEL-BUCHKLUB • ABT. K 400 • STUTTGART
Verlags- und Vertriebs-G.m.b.H.
Lieferung u. Zahlung auch über unsere Geschäftsstellen Schweiz: Olten, Abt. K 400 / Postf. 84. — Österreich: Salzburg 2, Abt. K 400 / Postf. 216. — Saar: Saarbrücken, Abt. K 400 / Postf. 403.

LESEPROBEN

Projekt einer Weltraumstation

FACKEL-LEXIKON A-Z

nur zweimal DM 6.95

Kein Geld im voraus senden

Nur 3.90

jeder Romanband mit echtem Lederrücken und Goldprägung

Bitte ausfüllen, abtrennen und in offenem Umschlag (7 Pf) einsenden

GUTSCHEIN An den Fackel-Buchklub Abt. K 400. Stuttgart
Postscheck Stuttgart 20866 Girokasse Stuttgart 507

Damit ich mich unverbindlich von den Vorzügen Ihres Buchklubs überzeugen kann, erbitte ich ohne weitere Verpflichtung
Ihren farbig illustrierten Klub-Kurier kostenlos
O Das Fackel-Lexikon in Halbleder zu DM 13,90
oder
O folgenden Halbleder-Romanband zu DM 3,90
....
....
Gewünschtes bitte ankreuzen!

8 Tage zur Ansicht

Nach 8 Tagen kann ich den Ansichtsband zurücksenden, ohne daß mir irgendwelche weiteren Verpflichtungen erwachsen. Behalte ich ihn, so entrichte ich
a) für das Fackel-Lexikon DM 13,90 + —,70 Versandspesen — bar auf einmal — in 2 Monatsraten à DM 6,95 ab nächstem Monatsersten
b) für den von mir ausgewählten Roman DM 3,90 + —,40 Versandspesen.
(Nichtgewünschtes bitte streichen!)
Nach Bezahlung des Fackel-Lexikons oder des von mir ausgesuchten Romans erwarte ich monatlich einen wertvollen Halblederband zum Mitglieder-Vorzugspreis von **DM 3,90** gemäß den im Klub-Kurier veröffentlichten Satzungen.

Herr/Frau/Frl.: .... Vorname: ....
Beruf: .... Volljährig? Ja - Nein ....
Ort: .... Straße: ....
Datum: ....

....
(Bitte hier eigenhändige Unterschrift)
Wenn Sie den Gutschein nicht abtrennen können, schreiben Sie bitte eine Postkarte.